

BH



# Die Brücke

1996

# „ Die Brücke „

1996

Dunninger Jahrbuch

Dunningen Grabenstrasse



## Inhaltsverzeichnis

1.	Grußwort des Schriftführers	S. 1
2.	Geleitwort des Bürgermeisters	S. 2
3.	Im Wechselrahmen: Johann Marte	S. 3
4.	Jahresrückblick des Bürgermeisters	S. 5
5.	Der Krieg ist zu Ende - Was nun ? Anton Roth	S.16
6.	U 552, Kurt Kraus	S. 31
7.	Auf der Suche nach der Heimat, Julius Wilbs	S. 41
8.	Luftkampf über Dunningen , Julius Wilbs	S. 46
9.	Jacobs Brüder, Julius Wilbs	S. 48
10.	Holzgas - Tabakschneider - Zigarettenmaschinen, Fritz Naumann	S. 51
11.	Die Realschule der Eschachs Schule, Konrad Zwerenz	S. 54
12.	Vor dem Vergessen bewahrt, Heidelberger Stadtzeitung	S. 60
13.	Wenn die Glocken schweigen, Hermann Mauch	S. 63
14.	Paroli der gnadenlosen Geisterwelt, Bericht über Pater Hermann Kimmich	S. 65
15.	St. Martinus - unser Kirchenpatron, Julius Wilbs	S. 67
16.	Leserbriefe	S. 69
17.	Es geschah vor... ( Gedenktage des Jahres 1997 )	S. 72
18.	Dunninger Chronik 1996	S. 74
19.	Seedorfer Chronik 1996	S. 80
20.	Bevölkerungspyramide	S. 84
21.	Geburten, Eheschließungen, Sterbefälle	S. 85
22.	Sterbetafel	S. 86
23.	In eigener Sache	S. 89
24.	Richtspruch	S. 90
25.	Augenschein	S. 92

### Konten des Heimat - und Kulturvereins

65664000	bei der Raiffeisenbank Seedorf	BLZ 600 692 66
635736	bei der Kreissparkasse Rottweil	BLZ 642 500 40
10744002	bei der Volksbank Dunningen	BLZ 642 632 73

### Mit einer Spende unterstützen Sie unsere Arbeit

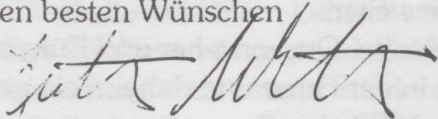
Herausgeber:	Gemeinde Dunningen
Schriftleitung:	Julius Wilbs
Druck:	Nußbaum - Verlag Rottweil
Auflage:	380 Exemplare
Redaktionsschluss:	30. Nov. 1996

## Liebe Leserinnen und Leser,

unsere Gesellschaft ist in Bewegung, wir leben in einer Übergangszeit, einer Zeit der Unruhe und der Unsicherheit. Manche sprechen gar von einer zweiten industriellen Revolution, die uns die Informationstechnik auf allen Lebensgebieten bringen wird. Wir alle spüren aber auch, dass es nicht so weiter gehen kann wie in den letzten 20 Jahren. Viele Arbeitsplätze sind bedroht, unser Wohlstand ist in Gefahr. Die Globalisierung nicht nur der Märkte, sondern auch anderer Bereiche, sorgt dafür, dass sich unsere Lebensbedingungen rasch verändern. Wir haben die Befürchtung, dass alles, was wir in den letzten Jahrzehnten aufgebaut und geschaffen haben, außer Kontrolle geraten könnte. Immer mehr Menschen fragen sich, wie es weiter gehen könnte. Seit Jahrzehnten haben wir uns daran gewöhnt, dass es von Jahr zu Jahr fast jedem besser, fast keinem schlechter ging als ein Jahr zuvor. Unser Staat gab für immer mehr Gruppen immer noch mehr aus. Alles war bezahlbar. So ist nach und nach ein Anspruchsniveau entstanden, von dem es nun Abschied zu nehmen heißt. Unser Staat kann dem einen nur noch geben, was er einem anderen weggenommen hat. Deshalb müssen wir alle umdenken und uns überlegen, welches die Grundlagen für eine solidarische Gesellschaft neuer Art sind. Meiner Ansicht nach müssen Arbeit und Leistung wieder einen neuen Stellenwert bekommen. Auch Worte wie Verzicht, Opfer oder Fleiß müssen wieder in unseren Wortschatz aufgenommen werden. Mit Behäbigkeit, Satttheit und Bequemlichkeit werden wir die Zukunft nicht meistern. Wir müssen erkennen, eine Wohlstandsgesellschaft, wie wir sie in Deutschland in den letzten Jahrzehnten hatten, ist wohl auch unter historischer Betrachtungsweise einmalig. Abschied nehmen ist schmerzlich, tut weh. Es wird uns viel Mühe kosten und es wird nicht einfach sein. Gemeinsam aber muss es uns gelingen. Machen wir uns an die Arbeit, jeder an seinem Platz und mit seinen individuellen Möglichkeiten. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen allen ein gutes und friedliches, ein gesundes und glückliches neues Jahr 1997.

Mit den besten Wünschen

Ihr



## Geleitwort

Liebe Freunde und Leser unserer „Brücke“,

mit der 11. Ausgabe unserer Brücke wollen wir Ihnen wiederum eine kleine Freude bereiten und Sie über die Geschehnisse in unserer Gemeinde im bald zu Ende gehenden Jahr 1996 informieren.

Wir freuen uns, dass sich unser Jahrbuch einer immer größeren Beliebtheit erfreut. Obgleich wir 400 Exemplare herstellen ließen, war die Auflage bereits Ende Januar 96 vergriffen.

In meinem letztjährigen Geleitwort bin ich auf die schon damals bestehende Wirtschafts- und Strukturkrise und auf die Arbeitslosigkeit eingegangen; eine Besserung ist seither nicht eingetreten; im Gegenteil: Wir werden auch im Jahr 1997 - trotz eines gewissen Wirtschaftswachstums - über 4 Mio. Arbeitslose hinnehmen und verkraften müssen; die Krise in der Bauwirtschaft wird sich wegen fehlender öffentlicher Aufträge und wegen des ruinösen Wettbewerbs verschärfen und die Sanierung der öffentlichen Haushalte machen schmerzliche Eingriffe verbunden mit Leistungsreduzierungen gegenüber unserer Bürgerschaft notwendig.

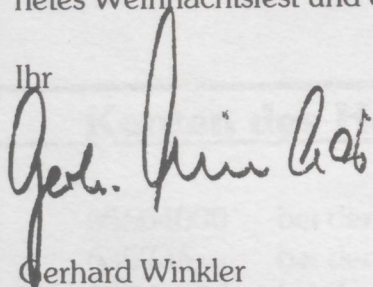
Die kommenden Jahre werden deshalb nicht einfach sein und wir alle werden nicht umhin kommen, von Liebgewonnenem Abstand und Abstriche bei unserem Lebensstandard in Kauf zu nehmen. Nur dann und bei gleichzeitiger ungeminderter Leistungsbereitschaft werden wir die Zukunft meistern und unseren Kindern und Enkeln gute Voraussetzungen für die Bewältigung der Herausforderungen des nächsten Jahrhunderts schaffen können.

Gemessen an den Lebensbedingungen der Menschen auf der südlichen Erdhalbkugel geht es den meisten von uns über alle Maßen gut. Auch die Ausführungen und Erzählungen aus der unmittelbaren Nachkriegszeit, die Schwerpunkt der diesjährigen „Brücke“ sind, machen uns den heutigen Wohlstand überaus deutlich. Wir sollten uns darauf immer wieder besinnen.

Wir wollen deshalb die Herausforderungen der kommenden Jahre mit Mut und Zuversicht angehen; Resignation und Pessimismus helfen uns nicht weiter.

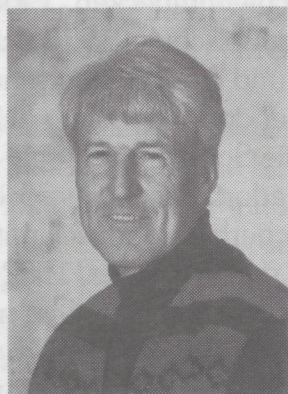
In diesem Sinne wünschen wir - Gemeinderat, Ortschaftsräte, Ortsvorsteher und Bürgermeister - allen Dunningern, Seedorfern und Lackendorfern in der Ferne und daheim ein gesegnetes Weihnachtsfest und ein gutes und friedvolles Jahr 1997.

Ihr



Gerhard Winkler  
Bürgermeister

## Im Wechselrahmen



Geboren am 1. Februar 1933 in Tettngang am Bodensee. 1939 Grundschule Kehlen, Kreis Friedrichshafen. 1943 Oberschule für Jungen in Tettngang. 1947 Lehrerober-  
schule in Saulgau. 1952 Pädagogisches Institut in Wein-  
garten. 1954 erste Lehrerstelle an der Kath. Bekenntnis-  
schule in Alpirsbach. 1958 Kath. Bekenntnisschule Mie-  
tingen, Kreis Biberach. 1960 Kath. Bekenntnisschule in  
Dunningen. Im April 1960 wurde mir eine Planstelle an  
der Schule in Dunningen übertragen. Am ersten Schultag  
warteten 53 Erstklässler auf ihre Einschulung. Rektor  
Adolf Zinser erzählte ihnen die Geschichte von dem klei-

nen Buben, der am ersten Schultag plötzlich zu weinen begann, weil er das Gesicht seiner Mutter vergessen hatte. Der Lehrer schickte ihn nach Hause, und der Junge kam strahlend wieder, denn jetzt wusste er, wie seine Mutter aussah. Unser Klassenzimmer im Erdgeschoß war noch mit kombinierten 3er- Pult-Bänken ausgestattet, die an Eisenschienen am Boden befestigt waren und die bei jeder Reinigung und Ölung des Fußbodens hochgeklappt werden mussten. Die Einrichtung der anderen Klassenzimmer war Zug um Zug erneuert worden. Es gab jetzt Tische und Stühle, die Fußböden waren abgeschliffen und versiegelt worden, und jahrelang durften die renovierten Zimmer nur mit Filzüberschuhen betreten werden. Sportunterricht fand an einem Kombigerät im Schulhauskeller, auf dem Schulhof oder auf dem Sportplatz an der Eschach statt. Auch die Eschach selbst wurde in den Unterricht mit einbezogen, doch wegen des gedrängten Programms sind die Schwimmstunden bei manchen Schülern nicht in guter Erinnerung. Um den in der Planung begriffenen Bau einer Turn- und Festhalle mit einem Lehrschwimmbecken voranzubringen, wurde 1961 ein Gemein-  
dehallen-Förderverein gegründet, der ein Jahr später ein großes Dunninger Heimatfest veranstaltete. Das Festzelt stand auf der Öhmdbitze, dort, wo sich heute der Gemeindekindergarten befindet. Dieses Fest kann man als Vorläufer der 20 Jahre später aufkommenden Dorffeste sehen. Dieser Förderverein nahm auch mit einer eigenen Liste an der Gemein-  
deratswahl 1962 teil. Von den Bewerbern gelang Walter Mauch, Kaufmann, und mir der Sprung in den Gemeinderat, dem ich dann bis 1989 angehören sollte. In 36 Jahren ändert sich vieles im privaten und öffentlichen Leben. 1960 schloss ich die Ehe mit Doris, geb. Hauser von Alpirsbach, und bis 1979 wurden uns sechs Kinder geboren, die wie ihre Eltern vielfältig ins Dunninger Gemeinde- und Vereinsleben integriert sind. Im Jahre 1971 zogen wir vom Eschenwasen ins neu erbaute Eigenheim im Eichwäldle um. Manche der zu Beginn meiner Dunninger Zeit vorhandenen Einrichtungen sind verschwunden oder haben sich grundlegend verändert. Dazu einige Beispiele: In den 60 er Jahren brachten noch viele Klein- und Nebenerwerbslandwirte die Milch zur Sammelstelle am Dorfplatz, und Molker Engelbert Lehmann verkaufte aus dem Sammelbottich Milch an die Kundschaft. Hans Ehrmann brachte die auf der Stampfe erzeugte Milch in Kannen auf seinem Schleppergespann noch täglich zur Molke, und Wendelin Maier vom Dorfbach hielt mit den Milcherzeugern jährlich eine peinlich genau vorbereitete Generalversammlung ab. Zu dieser Zeit arbeiteten noch über 200 Beschäftigte in der Junghansfiliale, von der 36 Jahre später nur noch eine wegen Altlasten zu sanierende Baugrube übrig geblieben ist. Auch eine 150 Jahre alte Dunninger Einrichtung, die Wehle-Brauerei, besteht seit diesem Jahr nicht mehr. 1966 - 1968 wurde

die im 19. Jahrhundert erbaute Kirche abgebrochen und an ihrer Stelle ein neues Gotteshaus mit 850 Sitzplätzen erbaut; der Kirchturm als Jahrhunderte altes Wahrzeichen wurde von Grund auf saniert und verfestigt. Stetiger Veränderung und Entwicklung war auch das Dunninger Schulwesen unterworfen. 1960 noch Katholische Bekenntnisschule, 1965 Erweiterung des Sportangebots durch den Bau von Turnhalle und Lehrschwimmbecken, 1966 Ländliches Bildungszentrum mit Grundschule und Nachbarschaftshauptschule, 1970 Schulhausneubau ( in Fertigbauweise ) und Gründung einer Realschule und einer Sonderschule für lernbehinderte Kinder und Jugendliche, 1972 kommen alle Lackendorfer Schüler nach Dunningen, 1973 im Zuge der Gemeinde- und Schulreform wird die Sonderschule selbständig, die Grundschule für die Gesamtgemeinde kommt nach Seedorf, das Einzugsgebiet der Hauptschule umfaßt nun Dunningen, Lackendorf, Seedorf, Locherhof, Mariazell mit Schönbronn. 1976 entläßt die Realschule den ersten Jahrgang mit mittlerer Reife, 1982 wird das Lehrschwimmbecken aus wirtschaftlichen Gründen geschlossen und in einen Gymnastikraum umgebaut, Schwimmunterricht gibt es nur mehr im Seedorfer Becken, 1991 beginnt die Partnerschaft mit der Regelschule in Osthäusen in Thüringen und mit der Schule in Fortschwihr im Elsaß, 1994 Rektor Julius Wilbs ist 25 Jahre lang Schulleiter, 1995 glanzvolle 25 - Jahr - Feier der Realschule mit dem Musiktheater „Tabaluga“ und 1996 Neubau eines dritten Schulhauses zwischen Haupt - und Realschule. Und an dieser Stelle soll noch von einer weiteren „schulischen“ Entwicklung gesprochen werden: 1960 gab es in der Jahnstraße das in den 80er Jahren abgerissenen Kindergartengebäude mit einem einzigen großen Saal. 1965 wurde im neuen Gemeindezentrum ein vierklassiger Kindergarten bezogen, 1995 konnten im neu erbauten kirchlichen Sankt - Martinus - Kindergarten an der Steineleh (Pfarrer - Schmider- Weg ) weitere 2 Gruppen einziehen. Wegen des großen Neubaugebietes „Ob der Kapelle“ steigt der Bedarf an Kindergartenraum weiter.

Johann Marte

### **Bisher standen im Wechselrahmen:**

- 1986: Gerhard Winkler, Bürgermeister
- 1987: Michael Bohnacker, Rektor der Förderschule Dunningen
- 1988: Dr. Otto Käppeler, Tierarzt
- 1989: Erich Finkbeiner, Landwirt
- 1990: Ernst Glatthaar, Ortsvorsteher
- 1991: Rainer Pfaller, Ortsvorsteher
- 1992: Josef Maria Neuenhofer, Pfarrer
- 1993: Ute von Zeppelin, Vorsitzende des Dunninger Forums
- 1994: Kilian Hönle, Pfarrer
- 1995: Herbert Rebholz, Rektor der Grundschule in Seedorf

## Jahresrückblick 1996 des Bürgermeisters

Meine sehr verehrten Damen,  
meine sehr geehrten Herren,

in den zurückliegenden Jahren, ja Jahrzehnten, stand bei einem Großteil unserer Bürgerschaft in erster Linie die Kommunalpolitik in der öffentlichen Diskussion und im Kreuzfeuer der Kritik. Die Geschehnisse spielten sich Vorort ab, die Bürger waren hautnah betroffen und konnten auch nicht unwesentlich auf die Geschehnisse Einfluss nehmen. Dies hat sich insbesondere im zu Ende gehenden Jahr 1996 geändert. Vor allem das durch die dringend notwendigen gravierenden und einschneidenden Maßnahmen zur Sanierung der öffentlichen Haushalte - dies wiederum bedingt durch die richtigen Vorgaben zur anstehenden Gründung der Europäischen Währungsunion - stehen nicht mehr die Geschehnisse in den Rathäusern im Blickpunkt der Öffentlichkeit; es sind vielmehr die Beschlüsse, die in Bonn, Stuttgart oder Rottweil gefasst werden und von unserer Bürgerschaft heftig diskutiert und auch kritisiert werden. Für mich wurde dies bei meinen kommunalpolitischen Frühschoppen im Herbst dieses Jahres mehr als deutlich. Die Abfallpolitik des Landkreises mit erneuten und gravierenden Gebührenerhöhungen und die Finanzierung der Schülerbeförderungskosten - bedingt durch die Sparbeschlüsse des Stuttgarter Kabinetts - bewegen die Bürger mehr, als die lokalen Probleme Vorort. Die Sparmaßnahmen im Gesundheitswesen, wie sie von Minister Seehofer angedacht werden, die nicht enden wollenden Steigerungen der Sozialausgaben und die erneuten Erhöhungen der Sozialversicherungsbeiträge haben die Probleme der lokalen Kommunalpolitik ein großes Stück weit verdrängt.

Wir auf den Rathäusern können darüber - auf den ersten Blick betrachtet - froh sein, zumal wir dann eben in Ruhe unseren eigentlichen Aufgaben nachgehen könnten.

Dem ist allerdings nicht so, denn die Entscheidungen von Bonn, Stuttgart oder Rottweil schlagen auf die Gemeinden durch und engen ganz zwangsläufig auch deren finanzielle Spielräume ein oder zwingen uns wiederum - um handlungsfähig zu bleiben - Steuer- und Gebührenerhöhungen vorzunehmen.

Damit möchte ich auf unsere Situation und auf unser Bemühen unser Gemeinwesen weiter zu entwickeln überleiten.

Vor einer Stunde hat der Gemeinderat den Haushalt 1997 verabschiedet; es ist ein guter Haushalt und zugleich ein Rekordhaushalt. Bedingt durch die Systematik des Finanzausgleiches, bedingt durch die kontinuierlichen Einsparungen im konsumtiven, insbesondere im Personalbereich in den letzten Jahren, bedingt durch den Schuldenabbau in der Vergangenheit und bedingt durch die Bereitschaft unseres Gemeinderates, die Gebührenhaushalte kostendeckend zu gestalten, können wir auch im kommenden Jahr einiges bewegen, ohne daß die Steuern oder Gebühren weiter erhöht werden müssen. Ich darf die Restfinanzierung des Schulneubaus mit 5,5 Mio. DM, die Brutto-Aufwendungen von 1,3 Mio. DM im Tiefbaubereich oder die beachtlichen Substanzerhaltungsmaßnahmen an gemeindlichen Gebäuden nennen.

Auch mit dem zu Ende gehenden Jahr 1996 können wir zufrieden sein; dank der positiven Entwicklung bei den Gewerbesteuererinnahmen konnten wir die geplanten Maßnahmen gut finanzieren und gleichzeitig - trotz des nicht eingeplanten Erwerbs des Eschachhofes im Ortsteil Lackendorf - die Kreditaufnahmen von ursprünglich geplanten 1,7 Mio. DM auf 900.000 DM reduzieren.



Die Schwerpunkte der Arbeit unserer politischen Gremien und der Gemeindeverwaltung lagen im Jahre 1996

beim Schulneubau für die Eschachschule und für die Jacob-Mayer-Schule, bei den bauvorbereitenden Maßnahmen für das Altenzentrum, bei der Bereitstellung von Wohn- und Gewerbebauflächen, bei den Kanal- und Straßenbaumaßnahmen und einmal mehr bei ökologischen Maßnahmen und Umweltschutzmaßnahmen.

Nach langem Warten auf die Schulbaufördermittel des Landes und nach sorgfältigen Bauvorbereitungsmaßnahmen konnten wir am 02.04. dieses Jahres mit der wohl größten Hochbauinvestition der Gemeinde Dunningen in den letzten Jahrzehnten beginnen. Das Richtfest wurde am 9. Oktober gefeiert und wir hoffen sehr, daß wir in der zweiten Septemberhälfte des kommenden Jahres dieses Schulgebäude einweihen und seiner Bestimmung übergeben können. Die 25-jährige provisorische Unterbringung der Förderschule gehört dann endgültig der Vergangenheit an und der Real- und Hauptschule stehen dann Fachräume zur Verfügung, wie sie andernorts für weiterführende Schulen längstens Selbstverständlichkeit sind. Ich bin sicher, daß wir mit dieser Maßnahme den Schulstandort Dunningen, insbesondere bezogen auf die Realschule aufwerten und auch längerfristig sichern können.

Obgleich derzeit wenig Gelegenheit besteht, dem Land Dank abzustatten, möchte ich dies in diesem Zusammenhang tun; für die voraussichtlich ca. 7,5 Mio. teure Baumaßnahme gingen im Laufe dieses Jahres Zuschußbescheide über ca. 5,6 Mio. DM bei uns ein (1,3 Mio. DM aus dem Ausgleichsstock und 4,325 Mio. DM aus Schulbaufördermitteln).

Zunächst als überaus positiv zu werten sind auch die gegenüber dem Kostenvoranschlag sehr günstigen Baupreise; allein beim Maurergewerk ergaben sich aufgrund der öffentlichen Ausschreibung Minderausgaben von über 500.000 DM. Als Teil der öffentlichen Hand müssen wir aber - obgleich uns zunächst das Hemd näher ist als der Rock - längerfristig und globaler denken. Die schwache Auftragslage in der Bauwirtschaft, verbunden mit einem ruinösen Wettbewerb müssen uns Sorge bereiten, zumal dadurch viele Betriebe in existentielle Not geraten, weitere Arbeitsplätze gefährdet sind und Steuereinnahmen wegbrechen.

Lassen Sie mich bei dieser Gelegenheit das derzeitige Hauptproblem in unserer Gesellschaft, die Arbeitslosigkeit, ansprechen. Wir müssen davon ausgehen, daß trotz eines gewissen Wirtschaftswachstums im Jahr 1997 4 Mio. Menschen in Deutschland arbeitslos sind; in unserem Musterländle Baden-Württemberg hat sich binnen 2 Jahren die Arbeitslosenquote verdoppelt. Nach der neuesten Statistik des Arbeitsamtes Rottweil hat im September dieses Jahres die Arbeitslosenquote im Landkreis Rottweil 8,3 % betragen; zum selben Stichtag waren es in unserer Gemeinde 5,9 % oder in absoluten Zahlen ausgedrückt 129 Mitbürgerinnen und Mitbürger. Wir haben damit zusammen mit Bösingern im Hauptamtsbereich Rottweil die niedrigste Arbeitslosenquote; dies kann aber niemals befriedigen, wenn man bedenkt, welche finanziellen Sorgen, welche psychischen Probleme für diese arbeitslosen Mitbürger verbunden sind. Ich möchte deshalb die Bitte, die ich im Rahmen meiner Gedenkrede anlässlich des diesjährigen Volkstrauertages ausgesprochen habe, wiederholen, daß wir, die in Arbeit stehen, uns mit diesen Mitbürgern mehr solidarisieren sollten; dabei ist den Tarifpartnern eine ganz besondere Bedeutung zuzumessen.

Zurück zu unserem Schulneubau. Entgegen unserer ursprünglichen Auffassung hat der Gemeinderat im Jahre 1995 die nachträgliche Unterkellerung des Neubaus beschlossen, um Räume für eine spätere Benutzung vorzuhalten. Wie richtig diese Entscheidung ist, hat sich im Herbst dieses Jahres gezeigt, als sowohl die Eschachschule - wegen des Fotolabors - als

auch unsere hervorragende und innovative Musikschule, an der zwischenzeitlich 550 Schüler von 35 Lehrkräften unterrichtet werden, entsprechende Raumwünsche angemeldet haben. Der Gemeinderat hat deshalb vor wenigen Tagen beschlossen, das Untergeschoß mit einem Aufwand von ca. einer Viertel Million DM mit auszubauen.

Sehr viele Überlegungen, Berechnungen und Untersuchungen sind im Vorfeld der gemeinderätlichen Entscheidung zum Einbau einer Holzhackschnitzelfeuerungsanlage und eines Blockheizkraftwerkes sowie dem Aufbau einer Nahwärmeversorgung vorausgegangen; ich bin unserem Gemeinderat sehr dankbar, daß er diese weitsichtige und ökologisch sinnvolle Maßnahme mit großer Mehrheit beschlossen hat. Ich werde hierauf in anderem Zusammenhang nochmals zurückkommen.

Mit dem im Frühjahr des kommenden Jahres beginnenden Neubaus des Altenzentrums mit einem Investitionsvolumen von ca. 9,6 Mio. DM geht nach nahezu 10-jähriger Diskussion eine ebenso wichtige Infrastruktureinrichtung in die Realisierungsphase. Auf die Notwendigkeit der Bereitstellung von stationären und teilstationären Altenhilfeeinrichtungen im ländlichen Kleinzentrum Dunningen bin ich bereits in der Vergangenheit mehrmals eingegangen. Die Sozialgemeinschaft Dunningen e.V. hat sich im Jahre 1996 intensiv und in sehr vielen Beratungen mit diesem Bauvorhaben, dessen Finanzierung und dessen Betriebsträgerschaft befasst. Leider musste sich die Kirchengemeinde als vorgesehene Teileigentümerin von diesem Projekt zurückziehen; sie ist allerdings bereit, die in diesem Objekt integrierten Räume der Sozialstation und der IAV-Stelle gegen Kostenmiete anzumieten. Wir hoffen auch, daß möglichst bald die Betriebsträgerschaft für die 10 Tagespflegeplätze einvernehmlich abgeklärt werden kann.

Unser Gemeinderat hat der Finanzierung insbesondere der Gemeinschafts- und Versorgungseinrichtungen und des Seniorentreffs zugestimmt, die Zuschüsse für die Tagespflege vom Land und Landkreis sind bewilligt bzw. stehen bereit, der Landeszuschuß für die Gemeinschafts- und Versorgungseinrichtungen ist in Bälde zu erwarten und die LAKRA-Mitfinanzierungen der 26 betreuten Altenwohnungen sind im Landeswohnungsbauprogramm 1996 vom Wirtschaftsministeriums genehmigt worden.

Nachdem wegen des Baus und der Vermarktung der Wohnungen der Sozialgemeinschaft die Gemeinnützigkeit von der Finanzverwaltung nicht zuerkannt werden konnte und steuerliche Nachteile für die Sozialgemeinschaft bzgl. ihrer anderer Einnahmen zu erwarten gewesen sind, mußte die Bauträgerschaft dem neu gegründeten gemeindlichen Eigenbetrieb übertragen werden; der Gemeinderat hat im November dieses Jahres der Eigenbetriebssatzung einstimmig zugestimmt, sodass der Eigenbetrieb in wenigen Tagen seine Arbeit aufnehmen und die Bemühungen und Anstrengungen der Sozialgemeinschaft Dunningen e. V. fortsetzen kann.

Sobald die Bodensanierung durch die Firma Junghans-Diehl in den Monaten März und April abgeschlossen ist, wollen wir mit den Bauarbeiten beginnen; die Rohbaugewerke sollen im kommenden Monat öffentlich ausgeschrieben werden.

Sehr positiv sei in diesem Zusammenhang noch bemerkt, daß von den 26 betreuten Altenwohnungen bereits 16 definitiv zugesagt sind und die Kaufverträge in Bälde abgeschlossen werden können.

Zusammenfassend kann bzgl. der beiden Großbauvorhaben „Schulhausneubau“ und „Altenzentrum“ festgestellt werden, daß damit unsere Gemeinde ihre Funktion als ländliches Kleinzentrum weiter aufwerten und stärken kann und darüber hinaus - unter Berücksichtigung der derzeitigen Wirtschaftslage - sich die Gemeinde in hohem Maße antizyklisch verhält.

Die Bereitstellung von Wohnbau- und Gewerbebauflächen, meine sehr verehrten Damen und Herren, ist eine Daueraufgabe der Kommunen, nur: Diese Aufgabe wird zusehends schwieriger und komplexer und es gilt möglichst sparsam mit dem nicht vermehrbaren Grund und Boden umzugehen; man bedenke, daß seit dem 2. Weltkrieg genau so viele Flächen für Baumaßnahmen beansprucht wurden wie dies die Menschheit zuvor insgesamt getan hat.

Der Bebauungsplan „Eichwäldle-West“ in Dunningen-Ort konnte nach einem langen und schwierigen Verfahren zum Abschluß gebracht werden. Leider haben die Widersprüche gegen das gesetzliche Baulandumlegungsverfahren uns einen enormen Zeitverzug beschert, so daß nicht davon ausgegangen werden kann, daß noch im Jahre 1997 mit der Erschließung begonnen wird. Ursächlich hierfür sind weniger die Widerspruchsführer, sondern die Widerspruchsbehörde beim Regierungspräsidium, das sich nahezu ein dreiviertel Jahr für die Bescheidung der Widersprüche Zeit gelassen hat. Ich halte dies persönlich - auch unter Berücksichtigung der anstehenden Bauwünsche und unter Berücksichtigung der Lage in der Bauwirtschaft - für nicht mehr vertretbar, um nicht zu sagen skandalös; meine telefonischen monatlichen Anmahnungen blieben weitestgehend ohne Erfolg, zumal Verantwortliche nicht ausgemacht werden konnten, da dreimal die Sachbearbeiter gewechselt haben.

Das Vorhaben, ortsnah Wohnbauflächen östlich des Friedhofes zu schaffen, mussten wir wegen der Haltung zweier Grundstückseigentümer aufgeben. Einerseits bedauere ich diese Entwicklung, andererseits muß aber anerkannt werden, dass in unserer Gemeinde nahezu kein Nachfragebedarf für konzentriertere Bauformen oder für den Geschosswohnungsbau besteht. Die enormen Schwierigkeiten der Bauträger bei der Vermarktung der Objekte an der Rottweiler Straße oder an der Dorfbachstraße machen dies mehr als deutlich.

Durch eine Bebauungsplanerweiterung südlich des Bitzentheileweges konnten wir aber die Voraussetzung dafür schaffen, dass eine Tierarztpraxis langfristig in unserer Gemeinde verbleibt; in einvernehmlichen Gesprächen mit den betroffenen Grundstückseigentümern wurden planungsrechtlich zwei weitere Wohnbaugrundstücke ausgewiesen.

Im Ortsteil Seedorf wurde im Zuge des gesetzlichen Baulandumlegungsverfahrens der Bebauungsplan „Hochwiese“ geringfügig geändert und damit den berechtigten Anliegen der Grundstückseigentümer Rechnung getragen. Das gesetzliche Baulandumlegungsverfahren konnte in grosser Harmonie mit den Grundstückseigentümern durchgeführt werden und steht kurz vor dem Abschluß; der Umlegungsplan wird aller Voraussicht nach noch vor Weihnachten rechtskräftig, so dass im ersten Vierteljahr 1997 die Grundbücher berichtigt werden können. Sehr froh sind wir, dass etwa die Hälfte der neugebildeten Wohnbaugrundstücke in das Eigentum der Gemeinde gelangen und somit letztlich dasselbe Ergebnis erzielt werden konnte, wie bei der freiwilligen Baulandumlegung „Hochwiese I“. Ausdrücklich darf ich auch in diesem Zusammenhang feststellen, daß es sich bei dieser Art der Baulandumlegung um ein überaus sauberes und faires Verfahren handelt, indem keine Zugeständnisse gemacht werden müssen, die einen später wieder irgendwann einholen.

Im Ortsteil Lackendorf besteht derzeit eine sehr geringe Bauplatznachfrage; wir werden 1997 die im Bebauungsplan geplante Feldbergstraße ausbauen, damit acht Baugrundstücke schaffen und somit den Bedarf in Lackendorf für die nächsten Jahre befriedigen können. Auch auf dem gewerblichen Sektor besteht zumindest derzeit ein nur sehr geringer Nachfragebedarf. Die Situation hat sich gegenüber der zweiten Hälfte der achtziger Jahre gravierend verändert; den Investoren, die bei uns Bedarf angemeldet haben, ist die derzeitige wirtschaftliche Situation zu unsicher und sie scheuen sich, entsprechende Risiken einzugehen. Trotz dieser Tatsache müssen wir aber für Um- oder Neuansiedlungen gewappnet sein, denn: hat sich einmal ein Investor für eine bauliche Investition entschieden, ist er nicht be-

reit, das langwierige Bauleitplanverfahren oder das Ergebnis schwieriger Grunderwerbsverhandlungen abzuwarten.

Nach durchweg positiv verlaufenen Grunderwerbsverhandlungen zur Erreichung einer Kaufoption bereits im Jahre 1995 wurde im nunmehr zu Ende gehenden Jahr 1996 das Bebauungsplanverfahren „Kirchöhren-West“ intensiv betrieben und der Gemeinderat konnte vor wenigen Tagen den Bebauungsplan als Satzung beschließen. Im kommenden Jahr wird die Erschließungsplanung soweit vorangetrieben, dass bei einem konkreten Kaufantrag - nach nochmaligen Gesprächen mit den Grundstückseigentümern - innerhalb kurzer Zeit mit den Erschließungsmaßnahmen begonnen werden könnte. Dieses neue Gewerbegebiet befindet sich in sehr exponierter Lage und beeinträchtigt das Landschaftsbild nicht unerheblich. Uns, d.h. der Gemeindeverwaltung und dem Planer, war deshalb von vorneherein klar, dass die Höhenentwicklung der Gebäude der dortigen Topographie angepasst und eine entsprechende Eingrünung erfolgen muss. Auf die Ausweisung von ökologischen Ausgleichsflächen werde ich in anderem Zusammenhang nochmals eingehen.

Grössere Schwierigkeiten bereitet uns die Bereitstellung von Gewerbeflächen - und zwar auf längere Sicht gesehen- im Ortsteil Seedorf. Im Geltungsbereich des rechtskräftigen Bebauungsplanes „Schafwiese/Hummelberg“ sind nicht bebaute Flächen überplant und erschlossen und wären demnach sofort bebaubar, jedoch befinden sie sich in Privathand und stehen zumindest derzeit nicht zur Disposition. Das Bauleitplanverfahren für eine geringfügige Erweiterung Richtung Osten werden wir dann fortsetzen, wenn wir die ins Stocken geratenen Grunderwerbsverhandlungen abgeschlossen haben. Dieses Erweiterungsgebiet kann aber niemals eine langfristige Perspektive darstellen. Deshalb haben wir erwogen, im Rahmen der zweiten Fortschreibung des Flächennutzungsplanes das Gelände südlich der Firma Jung-hans-Diehl bis zur Dunninger Gemarkungsgrenze mit insgesamt ca. 23 ha langfristig als Gewerbe- und Industriegebiet auszuweisen, zumal dies die logische Fortführung der bisherigen gewerblichen Entwicklung im Ortsteil Seedorf darstellen würde. Wir wussten bereits bei der Aufstellung des Flächennutzungsplanes, dass gewisse ökologische Bedenken bestehen und die Gemeinde allein für die äußere Erschließung - bedingt durch den Bau einer Abwasserleitung entlang des Kräften- und Steppengrabens - ca. 2 Mio. DM aufwenden muss, und die Inangriffnahme der Erschließung nur dann erfolgen kann, wenn größere Investoren bei uns anklopfen. Unter den heutigen Umständen können wir davon allerdings nicht ausgehen, mit der Konsequenz, dass wir kleinere, einheimische Investoren nicht bedienen können. Im Rahmen der Anhörung der Träger öffentlicher Belange zur zweiten Fortschreibung des Flächennutzungsplanes haben Landratsamt und Raumordnungsbehörde beim Regierungspräsidium die Ausweisung von 23 ha Gewerbefläche für den Ortsteil Seedorf für völlig illusorisch bezeichnet und eine Reduzierung um die Hälfte gefordert. Wollten wir an unserer ursprünglichen Planvorgabe festhalten und gleichzeitig die Forderungen der Genehmigungsbehörden akzeptieren, würde sich ganz zwangsläufig ein Quadratmeterpreis von weit über 100,-- DM ergeben, mit der Konsequenz, dass die Flächen - unter Berücksichtigung der Wettbewerbssituation zwischen den Gemeinden - nicht veräußerbar wären.

Wir stellen deshalb derzeit Überlegungen an, andere Flächen auf der Gemarkung Seedorf langfristig als Gewerbegebiet auszuweisen; nachdem entsprechende Verhandlungen sich derzeit noch im Laufen befinden, kann erst nach Abschluß dieser Gespräche öffentlich informiert und öffentlich verhandelt werden.

Den dritten Schwerpunkt meiner Ausführungen, meine sehr verehrten Damen und Herren, möchte ich den Straßen- und Kanalisationsbaumaßnahmen widmen. Im überörtlichen Stra-

Benbau konnten wir - so meine ich - in den letzten zehn Jahren sehr vieles erreichen und wir sind sehr froh, dass die frühere L420 Dunningen/Bösingen zum 01.01.1996 zur Kreisstraße abgestuft worden ist. Dies war die Voraussetzung, dass wir nach den Sommerferien mit dem Ausbau der Oberndorfer Straße einschließlich des Zeilenweges beginnen konnten. Wir hoffen sehr, dass trotz des frühzeitigen Wintereinbruchs der Bitu-Kies in den nächsten Tagen eingebaut werden kann, so dass die Straßen wiederum befahrbar sind.

In hohem Maße bedauerlich - ja frustrierend - ist, dass wir trotz der Unterschriftenaktion vom Winter des vergangenen Jahres und trotz zahlloser Bemühungen des Gemeinderates und der Gemeindeverwaltung bei unseren Abgeordneten und bei den Verkehrsministerien bezüglich der Einleitung des Planfeststellungsverfahrens für die Nordumgehung im Zuge der B 462 im Jahre 1996 keinen Schritt weitergekommen sind. Die Landesstraßenbauverwaltung - bestärkt durch die Haltung des Bundesverkehrsministeriums - lehnte es ab, das Planfeststellungsverfahren einzuleiten, obgleich bekannt ist, dass ein solches Verfahren unter Umständen einen Zeitraum von fünf Jahren in Anspruch nimmt. Trotz der Rückschläge werden wir unsere Bemühungen fortsetzen und jede Gelegenheit nutzen, auf die dringliche Verkehrsentslastung unseres Ortskernes bei den Verantwortlichen im Bund und Land mit Nachdruck hinzuweisen; man bedenke, dass unsere Ortsdurchfahrt - ohne Berücksichtigung des innerörtlichen Verkehrs - mit täglich 12.000 Fahrzeugen belastet ist und namhafte Institute davon ausgehen, dass der Schwerverkehr auf den Ost-West-Verbindungen bis zum Jahre 2003 um weitere 50 % zunehmen wird.

Wir sind sehr froh, dass wir im Jahre 1996 mit der Steineleh eine wichtige innerörtliche Erschließungsstraße nahezu fertigstellen konnten. Die Dringlichkeit dieser Tiefbaumaßnahme stand außer Zweifel, nachdem sich Kanal und Straße in einem nahezu katastrophalen Zustand befanden. Ich meine auch, dass diese Straßenbaumaßnahme, die im übrigen mit zwei Dritteln vom Land gefördert wird, dank einer sorgfältigen Planung überaus gut gelungen ist und durch die Verkehrsführung und durch die Straßenraumgestaltung der frühere „überörtliche Abkürzungsverkehr“ - wie uns verschiedene Anlieger schon bestätigt haben - nicht mehr stattfindet.

Im kommenden Jahr 1997 wollen wir die Brunnenstraße - ebenfalls mit einer zwei Drittel Landesförderung - zusammen mit dem Vorplatz des Feuerwehrhauses ausbauen. Nach dem in diesem Jahr erfolgten Abbruch der restlichen Schweizer Fabrik, an deren Stelle die Firma Schweizer AG einen kleinen Park anlegen wird und mit dem soeben angesprochenen Ausbau der Bundesstraße kann die PES-Maßnahme „Brunnenäcker/Steineleh“, für die das Land Fördermittel in Höhe von insgesamt 2,358 Mio. DM gewährt hat, im Laufe des Jahres 1997 endgültig abgerechnet werden.

An dieser Stelle sei auch die in der Bevölkerung nicht ganz unumstrittene Schließung des Wegstückes hinter der Bäckerei Keck erwähnt. Nach Abwägung der öffentlichen und privaten Belange ist der Gemeinderat einhellig zur Auffassung gelangt, dass dieses Wegstück künftig entbehrlich ist.

Obgleich nach erfolgtem Ausbau der Brunnenstraße das Straßennetz im Gemeindegebiet nördlich der Bundesstraße innerhalb weniger Jahre auf Vordermann gebracht werden konnte, ist ein Ende der Kanal- und Straßenbaumaßnahmen - bedingt auch durch die Vorgaben der Eigenkontrollverordnung - nicht in Sicht. Der nächste große Schwerpunkt wird bei der vollständigen Erneuerung der Heiligenbronner Straße im Ortsteil Seedorf liegen. Die Baukosten für Straßenbau, Kanal und Wasserleitungserneuerung auf einer Länge von ca. 1,4 km werden sich auf nahezu 4 Mio. DM belaufen. Ich bin nach entsprechenden Gesprächen mit dem Regierungspräsidium sehr zuversichtlich, dass uns für den eigentlichen Straßenbau eine 80%ige GFVG-Förderung gewährt wird. Weitere Straßen und Kanalbaumaß-

nahmen müssen danach im Bereich der Grabenstraße, Jahnstraße und Liebigstraße in Dunningen erfolgen.

Bemühungen um einen besseren Umweltschutz und um ökologische Maßnahmen, meine sehr verehrten Damen und Herren, sind heute mehr denn je gefordert und sind zu einer Daueraufgabe, die auch einen Schwerpunkt in der Kommunalpolitik ausmacht, geworden. Auch wir auf der untersten Ebene sind gehalten und verpflichtet, unseren Beitrag dazu zu leisten, dass unsere Kinder und Enkel eine intakte Umwelt genießen dürfen. Der viel gehörte Hinweis, dass zunächst die große Politik diese Probleme in den Griff bekommen sollte, ist deshalb nur bedingt richtig. Allerdings müssen wir uns davor hüten, jedem Trend sofort zu folgen oder von einem Extrem in das andere zu verfallen.

Ich meine, dass wir in unserer Gemeinde mit den angestrebten oder gar beschlossenen Maßnahmen einen ausgewogenen Weg eingeschlagen haben und Umweltschutz - und Ökomaßnahmen in unseren Gremien einen hohen Stellenwert erlangt haben.

Ich bin dem Gemeinderat sehr dankbar, dass er im Juni dieses Jahres nach sehr intensiven Beratungen dem Einbau einer Holzhackschnitzelfeuerungsanlage verbunden mit einem Blockheizkraftwerk im Neubau der Eschachschule zugestimmt hat und somit grünes Licht für einen Nahwärmeverbund gegeben hat. Mit dem nachwachsenden Rohstoff Holz können wir einen wesentlichen Beitrag zur CO<sub>2</sub>-Reduzierung leisten und mit dem erdgasbetriebenen Blockheizkraftwerk können wir den Strombedarf im Schul- und Altenzentrum in beträchtlichem Maße abdecken. Die anfangs bestehenden Probleme bezüglich der Holzhackschnitzellogistik konnten gut gelöst werden und die Sorge, dass irgendwann einmal kein Holz mehr zur Verfügung steht, kann insoweit entkräftet werden, als das für die Forstverwaltung zuständige Ministerium davon ausgeht, dass mittelfristig ein jährlicher Holzüberschuss von ca. 3 Mio. Festmetern allein in Baden-Württemberg für energetische Nutzung zur Verfügung steht. Erst dieser Tage konnte ich im Rahmen einer Informationsveranstaltung feststellen, dass neuerdings sehr viele Städte und Gemeinde - auch in unserer Region - eine solche Feuerungsanlage anstreben und darauf hoffen, dass trotz der Mittelknappheit beim Land weitere Fördermittel zur Verfügung gestellt werden. Wir in Dunningen können froh sein, dass wir rechtzeitig die Weichen und den Förderantrag gestellt haben und zwischenzeitlich einen Bewilligungsbescheid über 190.000 DM vorliegen haben. In den nächsten Wochen gilt es, die Betriebsform unserer Nahwärmeversorgung festzulegen und die Hemmnisse, die teilweise noch vorhanden sind, abzubauen.

Auch die positive Beschlußfassung unseres Bauausschusses, zwei Windkraftanlagen im Bereich der Gemarkungsgrenze Dunningen/Bösingen zuzulassen, sei in diesem Zusammenhang erwähnt; der Gemeinderat wird das entsprechende Baugesuch anfangs des Jahres 1997 zu beraten haben.

Enorme Sorgen bereiten uns bei der Bauleitplanung - also bei der Ausweisung von Wohn- und Gewerbebauflächen - die Vorgaben des § 8a des Bundesnaturschutzgesetzes. Wir sind nach dieser gesetzlichen Vorgabe verpflichtet, die Eingriffe, die ganz zwangsläufig durch Baugebiete geschehen, auszugleichen oder Ersatzmaßnahmen durchzuführen. Vom Grundsatz her ist diese Vorgabe berechtigt, nur sollten wir nicht den Bezug zur Realität verlieren. Die Gemeinden können nicht aufgefordert werden, einerseits günstiges Bauland zur Verfügung zu stellen und gleichzeitig aufwendige ökologische Maßnahmen in diesem Zuge durchzuführen. Unsere kommunalen Gremien haben schon bislang ein gutes Gespür im Spannungsfeld zwischen Ökonomie und Ökologie bewiesen, deshalb hätte es eines derartigen massiven Drucks durch den Bundesgesetzgeber nicht bedurft. Zu berücksichtigen ist auch,

dass Ballungsräume nicht mit ländlich strukturierten Gebieten bezüglich der Ökoforderungen gleichgesetzt werden dürfen.

Gleichwohl sind wir bereit, unseren Beitrag zu leisten; unsere Bemühungen um eine Biotopvernetzung, um eine partielle Eschachdenaturierung und um eine umweltgerechtere Regenwasserbehandlung, sind hierfür berechte Beispiele.

Weiter müssen Fragezeichen hinter die staatlichen Vorgaben für die beiden Altlastenfälle in unserer Gemeinde gesetzt werden. Wir können uns glücklich schätzen, dass sowohl bei der ehemaligen Schweizer Fabrik als auch beim Junghansgelände in der Ortsmitte finanzkräftige Handlungsstörer und somit Kostenträger zur Verfügung stehen. Die Firmen Schweizer AG und Junghans-Diehl müssen für die Beseitigung der CKW-Altlasten Millionenbeträge aufwenden, obgleich ernsthafte Gefahren für Menschen und für das Grundwasser nicht vorhanden sind. Die Frage sei in diesem Zusammenhang erlaubt, wie lange diese strengen Vorgaben unsere Volkswirtschaft noch finanzieren und verkraften kann.

Wir sind sehr froh, dass nach den aufgetretenen Disharmonien zwischen uns und der Firma Junghans-Diehl nunmehr nach intensiven Verhandlungen eine Lösung gefunden werden konnte und die Sanierungsvereinbarung - ohne dass die Gemeinde kostenpflichtig wird - seit wenigen Tagen von allen Beteiligten unterzeichnet ist.

Nach diesen fünf Schwerpunktbereichen, werte Mitbürgerinnen und Mitbürger, darf ich stichwortartig die weiteren Anstrengungen und Bemühungen, die unsere politischen Gremien im vergangenen Jahr beschäftigt haben oder wo wir Fortschritte erzielt haben, nennen.

□ Im Herbst dieses Jahres konnte der Feuerwehrabteilung Seedorf nach jahrelangem Warten ein neues Feuerwehrfahrzeug übergeben werden; die feierliche Übergabe wird im Frühjahr des nächsten Jahrs erfolgen.

□ Rechtzeitig zur Fasnet konnte die Sanierung und der Anbau der Turn- und Festhalle

Seedorf abgeschlossen werden; die veranschlagten Baukosten über 1,65 Mio. DM werden nach heutigem Kenntnisstand nicht ausreichen; wir werden in Bälde den Gemeinderat hierüber informieren.

□ Die grundlegende Sanierung des Rasenspielfeldes im Schul- und Sportzentrum Seedorf, für die die Gemeinde einen Investitionskostenzuschuß über 115.000,-- DM gewährt hat, konnte ebenfalls im Herbst diesen Jahres abgeschlossen werden; im Zuge dieser Baumaßnahme waren wir gezwungen, den dort vorhandenen Kanal zu erneuern.

□ Nach langer und teilweise auch sehr kontrovers geführter Diskussion konnte das Jugendraumproblem in Dunningen-Ort gelöst werden; die JVD hat sich mit einem deutlichen Votum für die Nutzung des Untergeschosses der bestehenden Realschule ausgesprochen; wir von der Gemeinde werden die Voraussetzungen dafür schaffen, dass mit den Baumaßnahmen nach der Fasnacht 1997 begonnen werden kann und wir werden diese Baumaßnahme - wie bereits beschlossen - mit 15 % bezuschussen.

□ Ein wenig stolz bin ich darauf, dass es uns gelungen ist, die ortsnahe Lebensmittelversorgung in Seedorf längerfristig zu sichern und wir Investoren und zwei Betreiberfamilien für den ca. 220 qm Verkaufsfläche umfassenden Lebensmittelmarkt gefunden haben.

□ Im Ortsteil Lackendorf konnten wir nach über sechsjähriger Diskussion vor wenigen

- Wochen mit den Bauarbeiten zur Friedhofserweiterung beginnen; die Gesamtplanungen wurden von den Gremien akzeptiert, allerdings mussten wir uns kurzfristig aufgrund der sehr hohen Investitionskosten für den Bau in Teilabschnitten entschließen.
- Hauptdiskussionspunkt im Ortsteil Lackendorf im vergangenen Jahr war der Erwerb des Eschachhofes. Der Erwerb war zumindest im Ortsteil Lackendorf nicht ganz unumstritten, der Gemeinderat hat aber unter Würdigung der zentralen Lage, der Kaufpreisgestaltung, der Nutzungsmöglichkeiten und aus der Sicht einer langfristig angelegten Bodenvorratspolitik die richtige Entscheidung getroffen und dem Erwerb zugestimmt.
- Im Rahmen einer Waldbegehung und im Zuge der Beratung des forstlichen Betriebsplanes konnten sich unsere Gremien über die Bedeutung, aber auch über die Probleme unseres ca. 1.400 ha großen Gemeindewaldes informieren. Bei der Tannennaturverjüngung konnten beachtliche Erfolge erzielt werden, andererseits ist die Ertragssituation aufgrund des Importdrucks in Schieflage geraten.
- Sehr froh sind wir darüber, dass der Flurbereinigungsbeschluss Seedorf Rechtskraft erlangt hat und zwischenzeitlich der neugewählte Vorstand der Teilnehmergeinschaft sich schon sehr intensiv mit der Biotopvernetzung und mit dem Wege- und Gewässerplan beschäftigt.

Auch heute möchte ich darauf verzichten, Ihnen Daten aus unserer Hoheitsverwaltung, mit denen sich ein Großteil unserer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter tagtäglich auseinandersetzen müssen, vortragen. Im Rahmen der erst wenige Tage zurückliegenden Haushaltsplanberatung konnten wir Ihnen verdeutlichen, dass wir in den letzten Jahren den Personalstand in allen unseren Bereichen beträchtlich zurückgefahren haben und sich dies überaus positiv für den investiven Bereich auswirkt. Allerdings muss ich auch deutlich machen, dass die Schmerzgrenze nunmehr erreicht sein dürfte und eine weitere Personalreduzierung deshalb ausscheiden muss. Unsere Bürgerschaft verlangt insbesondere von den Rathausmitarbeitern eine solide Arbeit und eine prompte Erledigung der Aufgaben. Für einen unzureichenden Service hat der Bürger auch dann kein Verständnis, wenn der Personalstand auf ein Minimum reduziert wurde.

Ich darf deshalb allen meinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern auf dem Rathaus, auf den Ortsverwaltungen, auf dem Bauhof, im Gemeindewald, in den Kindergärten oder in den Schulen - sicherlich auch im Namen des Gemeinderates - sehr herzlich danken.

Im zu Ende gehenden Jahr 1996 mussten wir beachtliche personelle Veränderungen in Kauf nehmen bzw. verkraften. Die langjährige Schulsekretärin der Eschachschule, Frau Maria Allgaier, ist in den vorzeitigen Ruhestand getreten; im Bereich des Rathauses ist unser Steuerfachbearbeiter Ralf Bantle verstorben. Mit den Herren Kimmich, Mauch, Flaig und Staiger mussten wir vier Waldarbeiter, die über Jahrzehnte der Gemeinde gedient haben, in den wohlverdienten Ruhestand verabschieden. Weitere Veränderungen ergaben sich bei den Auszubildenden im Rathaus und bei unserem Kindergartenpersonal.

Unsere politischen Gremien waren auch 1996 in hohem Maße gefordert. Unser Gemeinderat hat sechzehn Mal, der Bauausschuß sechs Mal und der Gutachterausschuß acht Mal getagt. Die Umlegungsausschüsse „Hochwiesen II“ und „Eichwäldle West“ traten vier Mal zusammen und der Vorstand der Sozialgemeinschaft, in dem fünf Gemeinderatsmitglieder mit-



gewirkt haben, tagte sechs Mal; die Ortschaftsräte Seedorf und Lackendorf traten zehn Mal bzw. acht Mal zusammen.

Auch im vergangenen Jahr war die Arbeit im Gemeinderat und in bzw. mit den Ortschaftsräten gut, sachorientiert und vertrauensvoll. Dass unterschiedliche Auffassungen in der Sache immer wieder vertreten werden, ist ganz natürlich und macht eine lebendige Demokratie aus. Ich darf Ihnen, meine sehr verehrten Damen und Herren des Gemeinderates und der Ortschaftsräte für Ihren ehrenamtlichen Einsatz während des gesamten Jahres zum Wohle der Gemeinde und der Bürgerschaft sehr herzlich danken; sehr oft ist Ihr Amt mit Ärger oder gar Anfeindungen verbunden; mein besonderer Dank gilt meinen Stellvertretern und den Herren Ortsvorstehern für das gute Einvernehmen und für die übernommenen Vertretungen des Bürgermeisters.

Allen, die sich in unseren Vereinen eingebracht und Freizeit geopfert haben, gilt derselbe herzliche Dank. Unsere aktiven Vereine haben auch im vergangenen Jahr dazu beigetragen, dass wir eine lebendige Dorfgemeinschaft bleiben konnten. Aus der Vielzahl der kulturellen und sportlichen Ereignisse darf ich beispielhaft nennen:

- die gelungenen Fasnetsveranstaltungen im Frühjahr in unseren drei Dörfern, insbesondere das hervorragend organisierte Narrentreffen der Holzäpfelzunft anlässlich deren neunzigjährigen Bestehens
- das 25jährige Jubiläum der Jugendvereinigung Seedorf; die jugendlichen Mitglieder haben nachhaltig bewiesen, dass auch eine Jugendorganisation Beachtliches leisten und organisieren kann
- die Feierlichkeiten zum 40jährigen Bestehen unserer Kolpingsfamilie Dunningen
- die Primizfeierlichkeiten anlässlich der Priesterweihe unseres Mitbürgers Reinhard Hangst
- die Orgelweihe im Ortsteil Lackendorf
- das Dorffest in Seedorf
- die hervorragenden Konzerte unserer Musik- und Gesangvereine
- die allseits geschätzten Theaterveranstaltungen
- die Alternachmittage und Schulfeste
- die verschiedenen Dorfmeisterschaften
- die Vorspielnachmittage insbesondere unserer Musikschule
- und nicht zuletzt die allwöchentlichen Sportveranstaltungen.

Danken möchte ich auch allen Mitbürgerinnen und Mitbürgern, die sich in karitativen Einrichtungen insbesondere in unserer Sozialgemeinschaft oder in der Sozialstation Rottweil-Land einbringen, unseren Blutspendern, den Wehrpflichtigen, unseren Zivildienstleistenden und denen, die in der Mission tätig sind.

Einen besonderen Dank möchte ich Ihnen, meine Herren Rektoren und Ihren Lehrkräften für Ihren engagierten Einsatz an unseren Schulen und somit für die Schüler der gesamten Raumschaft abstatten. Sie, meine Herren Wilbs und Bohnacker, waren wegen des Neubaus im zu Ende gehenden Jahr 1996 in hohem Maße gefordert und ich darf Ihnen sehr herzlich auch für die angenehme, vertrauensvolle und verständnisvolle Zusammenarbeit danken.

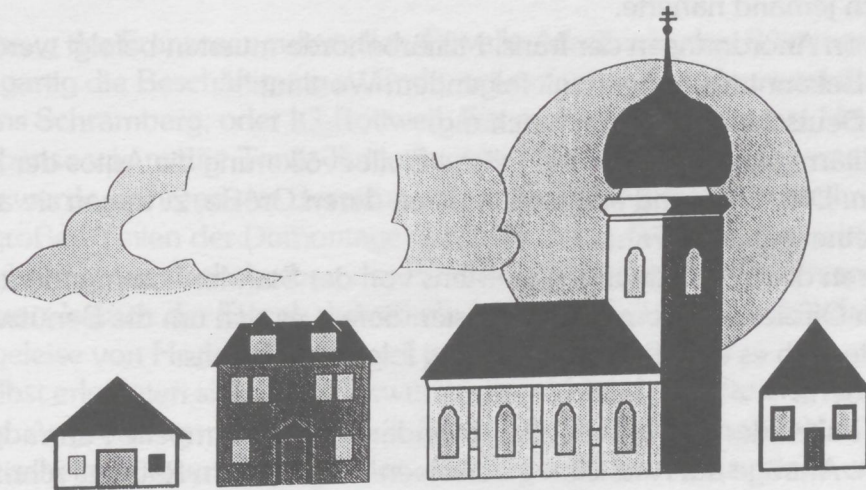
Meine verehrten Mitbürgerinnen und Mitbürger, ich möchte nochmals auf meine Ausführungen beim diesjährigen Volkstrauertag Bezug nehmen, als ich einen Blick in die Zukunft, in das nächste Jahrtausend wagte, dabei die Schwachstellen und Probleme in unserer Gesellschaft aufzeigte und gleichzeitig Änderungen im Verhalten von uns allen anmahnte.

Jeder einzelne von uns ist gefordert, seinen Beitrag zur Lösung der anstehenden Probleme zu leisten und gegebenenfalls - im Interesse des Ganzen - Abstriche in Kauf zu nehmen.

Wir sollten die Herausforderungen dieser Tage und der kommenden Zeit mit mehr Optimismus und Zuversicht angehen.

In diesem Sinne darf ich Ihnen und der gesamten Bürgerschaft ein gesegnetes Weihnachtsfest und ein gutes, gesundes und vor allem auch friedvolles Jahr 1997 wünschen.

Ihr  
Gerhard Winkler  
Bürgermeister



## Der Krieg ist zu Ende! - Was nun?

Die letzten Tage vor der Besetzung durch die franz. Streitkräfte und das Kriegsende erlebten wir noch als Kinder, obwohl unser Jahrgang 1930/31 bereits zu den Vizerekruten gehörte. Bei weitem wurde nicht alles registriert, was damals zum täglichen Geschehen gehörte. Oft nur bruchstückhaft kehren Erinnerungen zurück, die unser Leben als Schüler, Pimpfe, Volksgenossen und Seedorfer bewegte. Ich möchte fast sagen, jeder erlebte es für sich allein. Selbst in einer so großen Familie wie der unsrigen machte doch jeder seine eigenen Erfahrungen.

Plötzlich war alles ganz nah da; Seedorf war Frontgebiet geworden und selbst die Naziparolen waren ganz weit weg. „Der einzelne ist nichts, das Volk ist alles“, hieß es ja und wo sollte sich nunmehr der Einzelne bewegen, wenn das Volk von allen Seiten bedrängt wird? Rückschlüsse auf das Attentat vom 20.07.1944 wiesen darauf hin, dass die Fahndungsorgane der SS ihre Ohren auch in unseren Gegend hatten und man mit negativen Äußerungen über Hitlers Kriegführung sehr vorsichtig sein mußte. Am besten war es, wenn man das „Maul“ hielt. Andererseits keimte der durch die Partei gesäte „Same der Feindschaft“ noch bis zu dem Augenblick, als die Panzersperren mitten im Dorf geschlossen werden sollten. Sie wurden Gott sei Dank nicht geschlossen. Das Dorf hatte somit die Chance, kriegerischen Auseinandersetzungen auszuweichen. Als dann am 20.04.1945 die Verbände der französischen Armee hier einzogen, stand das Leben still. Wenn man so will, war dieser 20. April 1945 die Wende von der Diktatur zur Demokratie. Noch lange stand ein von den abziehenden Deutschen Truppen im Stich gelassenes und anschließend von den Franzosen erbeutetes Sturmgeschütz der SS vor der Südseite der Kirche mit der Kanone auf das Pfarrhaus gerichtet. Dieses Monstrum aus Stahl flößte mir Angst ein, wann immer ich daran vorbei musste. Wir damaligen Ministranten bekletterten anfangs dieses Ungetüm schon mal, um es dann wieder zu verlassen, wenn sich jemand näherte.

Eine ganze Reihe von Anordnungen der franz. Militärbehörde mussten befolgt werden.

Überall hingen die Bekanntmachungen mit folgendem Wortlaut:

Militärregierung in Deutschland, Bekanntmachung.

Laut Befehl der Militärregierung hat die männliche Zivilbevölkerung die Autos der Herren Generäle zu grüßen. Die Autos sind erkenntlich: 1. an deren Größe, 2. tragen sie an der Vorderseite eine kleine wehende Fahne.

Unterschrieben waren diese Anordnungen meistens von der Standortkommandantur oder von einem höheren Offizier und vom Bürgermeister. Sofern es sich um die Benützung von Fahrrädern handelte, gab es eine Bekanntmachung folgenden Inhalts:

Verkehr mit Fahrrädern.

Zur Benützung der Fahrräder sind von der Kommandantur abgestempelte Fahrradgenehmigungen erforderlich. Anträge auf Ausstellung derselben sind auf dem Rathaus schriftlich einzureichen. Anzugeben ist: Vor- und Zuname, Beruf, Wohnung, Geburtstag, Grund der Fahrradbenützung.

Eine solche Genehmigung erhielt mein Vater am 15.09.1945 zur Fahrradbenützung nach Rottweil. Damals war immer noch Bürgermeister Haas im Amt.

Auch nach dem 20. April 1945 ging die Besetzung Deutschlands weiter, wenn auch für uns der Krieg de facto vorbei war. Der Kriegszustand dauerte ja bekanntlich bis zur Kapitulation am 08.05.1945. Während der Zwischenzeit galten wir immer noch für die Franzosen als Feinde, wurden aber gleichzeitig in Radiosendungen des deutschen Rundfunks als Volksgenossen bezeichnet. Ich hatte unseren kleinen Volksempfänger vor der Abgabe an die Besatzung gerettet.... Es wurde auch dann noch vom Endsieg gepredigt, als wir längst besetzt wa-

ren. Kurz vor dem Einmarsch der Franzosen waren die Nachrichten aus deutschen Quellen vollkommen falsch. Wenn man einen cm weiter drehte auf der Senderscala, hörte man Radio Beromünster aus der Schweiz; die dortigen Nachrichten klangen ganz anders. Das Abhören von Auslandssendern und zumal von Feindsendern stand unter Todesstrafe. Aber es gab noch genügend Reichssender, die besonders abends sendeten und bei uns gehört werden konnten: Reichssender Königsberg, Reichssender Breslau, Reichssender Mährisch-Ostrau. Es gab aber auch noch deutsche Soldatensender im Ausland: Soldatensender Calais (Frankreich), Soldatensender Belgrad (Jugoslawien); besonders dieser Sender hatte es der Heimat angetan, brachte er doch Wunschsendungen, die mit der „Lili Marleen“ endeten und „Heimat deine Sterne“ als Grüße von der Front in die Heimat ausstrahlten. Der Soldatensender Calais sendete auch noch weiter, als er schon längst in Hand der Engländer war und diese dann die Sendung redigierten. Eine Sendung hatte den Titel: „Briefe, die Sie nicht erreichten“. Hier wurden Briefe vorgelesen, die in alliierte Hände gefallen (waren) sind und von der Front in die Heimat unterwegs waren oder umgekehrt.

Ich lag oft auf der Lauer, um den Moment nicht zu verpassen, wenn elektrischer Strom in die Leitung kam, um sowohl alliierte Sender als auch noch funktionierende deutsche Sender abzuhören. Eiskalt ging es mir den Buckel runter, wenn die Sendezeichen von „Germany Calling“ mit den dumpfen Anfangstönen der 5. Symphonie von Beethoven, der Schicksals-symphonie, erklangen und ich allein im Wohnzimmer den nun folgenden englischen Nachrichten lauschte. Übrigens sendete der Lieblingssender der deutschen Frauen und Mädchen in der Heimat, der Soldatensender Belgrad, zuletzt aus einem Gebirgsdorf in den Hohen Tauern noch am 08.05.1945, wo Lale Andersen letztmalig „Vor der Kaserne, vor dem großen Tor“ in den Äther hauchte.

Vom „War against Japan“ berichteten diese ausländischen Sender täglich. Durch diese erfuhr ich dann auch vom Atombombenabwurf am 06.08.1945 auf Hiroshima, wo es 100.000 Tote gab.

Mit dem Einzug der Franzosen ruhte alles. Für alle Arbeiter in den Rüstungsbetrieben war damit schlagartig die Beschäftigung zu Ende, sei es nun in den Mauserwerken Oberndorf, bei Junghans Schramberg, oder IG-Rottweil. Für meinen Vater, der bei Mauser in Oberndorf arbeitete, ebenso wie meine Tante Toni, ging das Arbeitsverhältnis automatisch zu Ende. Kaum einer wurde während der Besatzungszeit wieder eingestellt, vielmehr unterlag dieser Betrieb in großen Teilen der Demontage durch die franz. Besatzungsmacht, die zudem wesentliche Fabrikbauten nach Ausbau der Produktionsanlagen für Waffen sprengte. Sowohl der Omnibus- als auch der Eisenbahnverkehr kam zum Erliegen; ein bis dahin vorhandenes Eisenbahngleise von Horb nach Rottweil wurde demontiert.

Wie von selbst erledigten sich auch Vorwürfe, die während der Nazizeit von den Nazis erhoben wurden. Angeblich garantierte das 3. Reich freie und geheime Wahlen beim Urnengang. So frei und geheim können diese Wahlen aber nicht gewesen sein, als es um Adolf Hitler ging. So kam es vor dem Kriege doch tatsächlich vor, dass Wahlergebnisse gekannt wurden und die Wähler, die sich nicht für Hitler entschieden hatten, verfolgt wurden. Mein Nachbar Franz Flaig (Jakob's) bekam seine Abstinenz zum 3. Reich dahingehend zu spüren, als man ihn als „Volksverräter“ titulierte und dies auch noch mit großen schwarzen Lettern kundtat, die an die Giebelfront seines Hauses geschmiert wurden. Wir Nachbarskinder vom Winkel hielten uns fast täglich bei seinen Kindern im und ums Haus herum auf und wir können uns noch gut an diesen Schriftzug erinnern. „Das bleibt solange stehen, bis wir wieder andere Zeiten haben“ pflegte Franz Flaig zu sagen. In der Besatzungszeit wurde er sodann auch von den Franzosen als Bürgermeister eingesetzt. Erst viele Jahre später, als sein Haus einer

gründlichen Renovation unterzogen wurde, verschwand auch der so lange geduldete Schriftzug „Volksverräter“.

Auch auf dem Lande verspürten wir den Mangel an Lebensmitteln; unsere Feinde führten gegen uns ja auch einen sogenannten „Hungerkrieg“, in dem sie die Zufuhr von überseeischen Waren und Gütern abschnitten. Es war nahezu alles rationiert. Aber die Franzosen hatten ja selbst nichts. Was sie hatten, stammte von den Amerikanern und Requirierungen bei den hiesigen Bauern. Was das Brot anging, so waren wir überrascht darüber, dass es bei diesen Soldaten nur Weißbrot gab - und das am ganz gewöhnlichen Werktag. Mit dem Beginn der Besatzungszeit und dem Ende des Krieges waren bei weitem noch nicht alle Gefahren vorbei; ja es gab deren vielfach größere und auch Sorgen zogen in Familien ein. Die Mütter, die auf Antwort von Ihren Söhnen warteten, die Frauen und Bräute, die lange nichts mehr von ihren Geliebten gehört hatten; Feldpostbriefe blieben liegen oder wurden nicht mehr zugestellt; die Gefangenenpost funktionierte auch nur im Westen und ebenfalls nur zögerlich. Wenn man den Marokkanern zuschaute, wie sie ihre Hammel schlachteten und brietten, ihren Turban banden und uns Kindern - man konnte es kaum glauben - nach Jahren der Abstinenz zum ersten Mal wieder Schokolade zu essen gaben, fühlte man sich wie im Märchen aus 1001 Nacht. Es fiel uns auf, dass die Marokkaner die französischen Offiziere absolut nicht mochten, denn wenn sich ein Offizier umgedreht hatte, legten sie das Gewehr auf ihn an, oder machten deutliche Zeichen zum Hals als Drohgebärde zur Kehle. Bekanntlich mussten beim Einmarsch nicht nur die Radioapparate abgegeben werden, sondern auch die Fotos und die Fahrräder. Die Afrikaner, die sich mit den Fahrrädern zu schaffen machten, bemühten sich nicht immer ganz geschickt mit ihnen - sie mussten erst noch Radfahren lernen. Stürzte einer, so war unsere Freude natürlich groß - nur, wir durften uns dies nicht anmerken lassen.

Als Buben kamen wir nach und nach wieder im ganzen Dorf herum und wurden auch kaum belästigt; was aber nicht die älteren Mädchen und Frauen betraf; diese mussten das Haus hüten, bzw. durften sich noch nicht in der Öffentlichkeit zeigen, da die französische Regierung ihren Kolonialsoldaten alle im Zuge eines Sieges gewonnene Freiheiten der geschriebenen und ungeschriebenen Kriegsgesetze wie Plünderungen, Schändungen und Vergewaltigungen erlaubte und dies sogar für mehrere Wochen. Auch wurden Sperrstunden eingeführt und wenn es dunkel war, durfte niemand mehr auf der Straße sein.

Es mussten nach wie vor die Fenster verdunkelt werden. Viel persönliche Freiheit gab es nicht. Man war gezwungen, den bescheidenen Standard so weiter zu führen, wie man ihn seither hatte. Hinzu kam die große Angst der Besatzungssoldaten vor dem „Werwolf“, der in allen Truppenteilen der französisch/marokkanischen Armeeteile herrschte. Erst die Kapitulation am 08.05.1945 ließ diese Furcht nach und nach aussterben. Natürlich vertrieben sie die Zeit damit, auf Kosten der Besiegten ihre Macht auszuüben und holten Vieh aus den Ställen der Bauern dort wo man sich beschwerte, hieß es gleich: „C'est la guerre, c'est la guerre“! Diese Worte prägten sich bei mir ein und auch der Ausspruch „Vae Victis“ - wehe den Besiegten des Brennus, wie ich ihn von unserem Lateinunterricht in der Oberschule kannte, legte einen dauernden Schauer über mein Gefühlsleben. Es waren zwar auch Elsässer unter den Soldaten des Besatzungscorps und die 1. franz. Rhein-Donau-Armee unterstand eigentlich dem amerikanischen Oberkommando, aber das war weit weg. Die Franzosen sorgten nun mal zuerst für sich und scherten sich wenig um die Amerikaner. Die Panzer, LKW's und die sonstigen Militärfahrzeuge und -einrichtungen trugen die Kokarden der Amerikaner. Lediglich die Sanitätswagen, die das Rote Kreuz trugen, waren zusätzlich noch mit Croix-Rouge-Francaise“ gekennzeichnet. Dieses Kriegsgerät hatten wir vorher ja noch gar nicht

gesehen; es war amerikanischen Ursprungs der Fabrikate GMC, DOGE, JEEP etc: der Jeep, zu dem wir Buben „Flitzer“ sagten, soll in den USA von allen amerikanischen Autofirmen in Lizenz gebaut worden sein, so dass es tatsächlich auch Jeeps unter dem Namen Ford gab. Rechts vom Schafhaus zu Beginn der Hochwiese landeten von den Franzosen erbeutete „Fieseler Störche“; diese hatten bereits die französischen Kokarden: Blau-Weiß-Rot! Diese Farben prägten sich genauso unauslöschlich in mein Gedächtnis ein, wie der vorher erwähnte Ausspruch: „C'est la guerre“! Die Trikolore war vor dem Rathaus aufgezogen mit dem Nebenzweck, sie zu grüßen, in dem man beim Vorbeigehen den Hut oder die Mütze abzunehmen hatte, um ihr dadurch die Referenz zu erweisen. Als wir das mitbekommen hatten, benutzten wir nur noch Umwege, um nicht an der Fahnenstange vorbei zu müssen. Vergaß man dann tatsächlich einmal einen Gruß, bekam man einen Besen in die Hand gedrückt und musste stundenlang kehren - innerhalb und außerhalb des Rathauses, selbst wenn dies andere „Säumige“ bereits ebenfalls stundenlang getan hatten. Im gegenüberliegenden Haus vom Rathaus, dem großen Bauernhaus von's „Sternen“, wo nur noch die ältere Mutter da war - die Söhne waren vom Krieg noch nicht zurückgekehrt - hatten die Marokkaner bevor sie weiterzogen, alles zusammengeschlagen. Sie hatten dort eine Anzahl Mulis in den Ställen abgestellt und wohnten in den oberen Räumen. Als sie fort waren, räumten Leonhard Keller als Erwachsener und ich als Schüler den ganzen Unrat weg. Wir brauchten mehr als zwei Tage, um alles wieder in den ursprünglichen Zustand zu versetzen. Mit dem Einmarsch der Franzosen waren auch die Tage der gefangenen Russen, die im Rathaus untergebracht waren, vorbei. Bereits im 1. Weltkrieg waren dort Russen untergebracht, wie Oberlehrer Cyprian Rohrer in seinen Lebenserinnerungen berichtet: es seien damals für die Russen „extra“ die Fenster vergittert bzw. mit Stahlstreben abgesichert worden. Es handelt sich hier praktisch um die Duplizität eines Ereignisses nur mit dem Unterschied, daß dieses Mal die Streben noch in den Fenstern waren. Es waren während des Krieges mehrfach Gefangene am Ort, die in der Landwirtschaft bei den Bauern mithelfen mussten. Anfangs hatte mein Nachbar, Reinhold Schnell, einen franz. Kriegsgefangenen. Als ich diesen zum ersten Mal sah, ich war ja nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Frankreich erst 9 ½ Jahre alt, fragte ich meine Mutter, ob so der „Feind“ aussehe. Sie meinte, die Franzosen seien auch Leute wie wir, nur eben mit einer anderen Sprache und jeder habe eben auch eine Mutter gehabt, die genauso an ihren Kindern hänge, wie eine deutsche Mutter. An das silberne Mutterkreuz, das sie einmal vom „Führer“ erhalten hatte, dachte sie in diesem Zusammenhang sicher nicht. Auch hatte meine Nachbarin in den Jahren 1943/44 zwei russische Mädchen im Austausch zur Mithilfe in der Landwirtschaft bekommen, da ihr Ehemann, Johannes Bantle, eingezogen war und in Italien Dienst tat. Im Heuet und bei der Ernte halfen wir Nachbarskinder mit und wollten von der Natascha wissen, woher sie komme und wie alt sei. Wir konnten es aber nicht genau erfahren, da sie kaum deutsche Worte mächtig war; wir spürten aber, dass sie sehr unter Heimweh litt! Später wurden diese ausländischen Hilfskräfte in die Kriegsindustrie versetzt. Man hörte nie mehr etwas von ihnen. Auch von den ehemaligen russischen Gefangenen kamen keine Lebenszeichen mehr. Es lebten bis zur Besetzung durch die Franzosen weitere Fremdarbeiter aus Frankreich und Holland hier am Ort, die bei Mauser in Oberndorf in der Kriegsindustrie arbeiteten.

Es gab in dieser Zeit viel zu überdenken und vor sich hin zu philosophieren. Es war absolut nicht leicht, glauben zu müssen, dass es das uns so ruhmreich, stolz und tapfer geschilderte „Großdeutsche Reich“ nicht mehr geben sollte. Die „Blut- und Bodenbewegungen“ der NSDAP waren nun endgültig dahin. Eine zu Nationalstolz erzogene Jugend zweifelte nun tatsächlich an ihrem Dasein. Wir mussten es ganz einfach hinnehmen, das die Herrschaft über uns, selbst in unserem kleinen Dorf, jetzt von Fremden ausgeübt wurde. Wir mußten

tatsächlich Angst haben, dass die Alliierten den angedrohten „Morgenthau-Plan“ verwirklichen wollten, der vorsah, Deutschland nach einem Sieg in einen reinen Agrarstaat umzuwandeln. Die Deutsche Industrie hätte dann überhaupt keine Chance mehr gehabt. Deutschlands Bevölkerung sollte umerzogen werden. Aber die Sieger, insbesondere die Franzosen, taten sich schwer dabei. Die bis zum 20.04.1945 herrschenden Nazigrößen wurden bei weitem nicht sofort von ihren Posten um Ämtern entfernt. Die Umerziehungsmaßnahmen hin zur Demokratie ließen besonders hier auf dem flachen Land noch lange auf sich warten. Erst später griff ein Entnazifizierungsprozess um sich, der führende Parteigenossen für einige Wochen auf den Heuberg verbannte und andere als Mitläufer einstuftete. Nazi wolle ohnehin keiner gewesen sein.

So lange es keinen Unterricht gab, musste ich meiner Patentante unter die Arme greifen und in der Landwirtschaft mithelfen. Zur Mitarbeit war lediglich Paul Sterns Vater noch da und kurz vor Kriegsende noch ein russischer Kriegsgefangener. Paul Stern, so ist bekannt geworden, war bei der Wehrmacht in Frankreich eingesetzt und gleich bei der Invasion schwer verwundet worden. Er geriet als Verwundeter in amerikanische Kriegsgefangenschaft. Durch das Rote Kreuz erfuhr man, dass er mit einem amerikanischen Lazarettschiff in die Vereinigten Staaten gebracht worden war und offensichtlich dort als Verwundeter behandelt wurde. Hier war noch ein gefangener Russe da, als ich die Arbeit antrat - Niklas hieß er. Nach dem Einmarsch der Franzosen arbeitete er zwar nicht mehr, aber kam noch zum Vesper, bis er eines Tages ganz ausblieb, weil er die Heimreise zusammen mit den übrigen Gefangenen angetreten hatte. Von dem Eintreffen in seiner Heimat haben wir nie etwas erfahren; es hieß aber, dass die Rückkehrer aus Deutschland nicht sonderlich gut vom „Väterchen Stalin“ empfangen wurden. Bei dem landwirtschaftlichen Anwesen handelte es sich damals um einen Hof mit über 30 Morgen Ackerland. Da der einzige Sohn (Paul Stern) samt den vorhandenen Pferden zur Wehrmacht eingezogen war, lag es für meine Patentante (Hildegote) nahe, sich als angehende Großbäuerin um die Belange dieses Hofes und dessen Bewirtschaftung zu kümmern. Es war zwar kein „Erbhof“ und Paul Stern war auch kein „Erbhofbauer“, wie ihn die NSDAP während ihrer 12-jährigen Herrschaft proklamiert hatte, jedoch dürfte er durchaus dieselbe Qualifikation gehabt haben.

Das Anwesen von Paul Stern - ich muss wohl sen.sen. schreiben, denn es wird ja derzeit vom 3. Paul in dieser Generation umgetrieben - entsprach schon damals einem für unsere Verhältnisse größeren Bauernhof, in dem ähnlich wie in den Schwarzwaldhöfen für fast alle Bedürfnisse des bäuerlichen Alltagslebens Raum vorhanden war. Das Haus in der unteren Dorfobergasse (jetzt Heiligenbronner Straße 13) war ein langes Doppelhaus, das gleich für zwei landwirtschaftliche Betriebe ausgelegt war. Praktisch war alles zweimal vorhanden. Jeder Gebäudeteil hatte seine Stiege an der äußeren Häuserfront mit 13 Stufen. Im linken Bau bewirtschaftete Karl Moosmann, der in diesen Hof eingeheiratet hatte, seinen nicht unerheblichen großen Hof.

Im vorderen unteren Bereich befand sich bei Paul Stern gegen die Straße hin der Viehstall mit Groß- und Kleinvieh und davor die Dunglege (Miste), die bis zur Straße reichte. Die Stube befand sich über dem Stall, damit es im Winter warm war. Ein Kachelofen, der aus dunkelgrünen Kacheln war und von der sich anschließenden Küche aus beheizt wurde, war auch vorhanden. Die Küche selbst hatte einen Herd aus Guss, der quasi als Kochofen funktionierte und im Winter für zusätzliche Wärme um die Mittagszeit sorgte.

Anfangs hatte ich natürlich viele Fragen an den Bauern. Ich kam täglich auf den Hof bzw. die Stube, wo mich der Bauer bereits erwartete und mir dann kurz angab, was zu tun sei. Paul Stern war froh, dass ich jeden Tag kam und er ließ mich merken, dass er sich freute. Meistens ging es ja ins Feld und die Stiere mussten angeschirrt werden. Für die zur Wehr-

macht eingezogenen Pferde bekam er seinerzeit einen Ochsen, der in Jugoslawien von den Deutschen requiriert worden war. Es war dies ein Monstrum von Stier mit riesigen Hörnern. Er war auf dem linken Auge blind und wenn er jemand hörte, drehte der den Kopf immer um 90°, damit er sehen konnte, was links von ihm geschah. Mich Knirps sah er ohnehin immer nur von oben nach unten an. Er nahm mich wahrscheinlich kaum wahr.

Mit meinen 14 ½ Jahren wurde ich nun tatsächlich in ganz andere Schuhe gestellt; bei meinem Arbeitsantritt in der Sternschen Landwirtschaft lag immerhin ein Altersunterschied von 60 Jahren zwischen mir und ihm, denn er war ja schon weit über 70 Jahre alt. Die älteren Leute wurden hier im Dorfe mit „Ihr“ angesprochen. Paul Stern sagte gleich zu Beginn unserer Zusammenarbeit, dass ich „Du“ zu ihm sagen solle. Nichts war mir lieber als das, denn das „Du“ kam mir trotz des großen Altersunterschiedes schon viel besser über die Lippen, und ich bin überzeugt, dass durch diese Sprachweise ein herzlicheres Verhältnis begündet wurde.

Es lag mir total fern, diese meine Mithilfe auf einem so großen Bauernhof als „Kinderarbeit“ zu betrachten, denn alle Jugendlichen in meinem Alter halfen ja irgendwo in der Landwirtschaft mit und wenn es nur in der eigenen war, denn es fehlten ja damals die Männer, die die besten Jahre ihres Mannesalters im Krieg und in der Gefangenschaft verbringen mußten, abgesehen von den vielen Gefallenen und Vermissten, die nicht mehr zurückkamen. So war unsere Mithilfe durchaus angebracht, ja sogar erforderlich.

Hier im Dorf kannte damals fast noch jeder jeden. Auch ich als „Außenseiter“ kannte die Leute vom unteren Dorf, zumindest diejenigen, die sonntags in die Kirche kamen, wo ich Sonntag für Sonntag als Vizemessner mit dem Klingelbeutel durch die ganze Kirche kam. Paul Stern hatte auf der unteren Empore in der vorletzten hinteren Bankreihe seinen ständigen Platz. Als ich bei ihm auf dem Hof erschien, war ich kein Fremder mehr. Ich schlief zu Hause und kam am Morgen, wenn es tagte. Oft mussten Arbeiten ganz einfach liegen bleiben, weil die Dunkelheit dazwischen kam. Es gab Arbeit in Hülle und Fülle. Wenn es regnete, reparierten wir zusammen die Fuhrwerke, die Maschinen, im Stall usw. oder wir erledigten gemeinsam das Abladen von Heu und Erntegarben. Paul Stern war immer bedacht, die Anweisungen selbst zu geben. Er verbesserte diese, wenn sie von den Frauen kamen: „Was verstehen die (Weiber) denn von unserer Arbeit; die sollen kochen und s’Haus in Ordnung halten“. Er meinte damit meine beiden Tanten und meine Großmutter, die oft ebenfalls mithalfen, weil ihre Felder und die damit verbundene Landwirtschaft (Ziegenhaltung) ebenfalls mit umgetrieben wurde. Falsch machen konnte ich eigentlich nichts, aber wenn es dann doch einmal vorkam, nahm er mich immer in Schutz. Er war bereits Witwer und lebte ganz allein im Haus.

Meine Eindrücke auf diesem Hof waren für mich überwältigend, hatte ich doch seither nur bei meinen anderen Onkeln und Tanten (Vaterseite) und sonstigen Nachbarn mitgeholfen und dies nur in der Schaffzeit (Heuet und Ernte), wobei es nur um Schochen machen, Heizen machen und das danach folgende Zusammenrechnen ging. Auch habe ich oft mit dem großen „Hansel“, einem großen Rechen aus Holz oder teilweise aus Eisen, hinter dem Heuwagen nachgereicht, weil dies ohnehin von den Kindern getan wurde. Wir taten dies gerne, denn danach erhielten wir im wahrsten Sinne des Wortes „unser tägliches Brot“ dafür.

Auch bei Paul Stern erhielt ich täglich meine frische Milch. An Brot mangelte es ohnehin nicht, denn er war sehr darauf bedacht, dass das Essen auf dem Tisch stand, wenn man vom Feld und von der Arbeit kam. Meine Patentante musste sich natürlich den Gewohnheiten der seitherigen Lebensführung ihres künftigen Schwiegervaters anpassen und dazu gehörte es, dass auf den Sonntag Weißbrot gebacken wurde. Trotz der damaligen großen Abgabever-



pflichtungen war immer soviel Weißmehl vorhanden, dass diese Tradition aufrecht erhalten werden konnte. In der Schaffzeit vesperte man an Stelle des Mittagessens und wenn es gar hausgemachten Speck gab, war der Appetit doppelt groß. Ins Feld nahm man Most und selbstgemachten Sprudel mit. Von den vorhandenen Äckern und Wiesen war das größte höchstens 2 ½ Morgen (ca. 0,9 ha) groß. Es waren daher viele einzelne Feldgrundstücke zu bewirtschaften, die über die gesamte Markung verstreut waren: Von „A“ wie „Angel“ bis „Z“ wie „Zundelwiesen“ gingen die Bezeichnungen der Gewanne. Neben den Feldern meiner Großmutter und Tanten waren noch Felder von Paul Stern's Bruder Xaver abzuernsten und einzufahren. Helene, die Frau vom Sternleschuhmacher (so war der Hausname seines Bruders) half dafür in der Erntezeit mit.

Als Bürger bekam man von der Gemeinde ab einem gewissen Alter den sogenannten Bürgernutzen, der mit dem Bürgerrecht zusammenhing. Dazu gehörten die beiden obigen Felder, die wiederum nach einer Reihe von Jahren zurückfielen an die Gemeinde und dann erneut jemand anderem zugeteilt wurden. Auch meine Eltern gelangten noch in den Besitz des Bürgernutzens, der neben Feldzuteilung auch noch Anspruch auf Bürgerholz und Reisig beinhaltete. Landwirtschaft selbst trieben wir in Eigenregie jedoch nicht um; mein Patenonkel bewirtschaftete sowohl die Bürgerhalbjauchert als auch das eigene Feld meines Vaters. Meine Mutter ließ während des Krieges einen Ziegen-, Hühner- und Schweinestall einrichten, um Tiere zu halten, die nicht unter die Abgabeverpflichtungen fielen. Wir waren fünf Kinder und alle im schulpflichtigen Alter. Zwerghühner und Ziegen gehörten zu unserer Selbstversorgung. Die Abgabeverpflichtungen bestanden ja auch nach dem Umsturz weiterhin. Die Besatzer taten ihren Wünschen keinen Zwang an, wenn sie von der Bauernschaft Tribut in Form von Schlachtvieh abverlangten.

Obwohl ich meine Kindheit in unserem Dorf verbracht habe und sowohl den Kindergarten als auch die Volksschule besuchte, befand ich mich immer im Abseits der bäuerlichen Landjugend, denn meine Eltern hatten keine Landwirtschaft und fast alle meine Schulkameradinnen und Schulkameraden kamen aus einem Bauernhaus. Jetzt, da ich bei Paul Stern war, stand ich auf einmal mitten im landwirtschaftlichen Leben. Ich war quasi Lehrling, Knecht, Gehilfe und Fuhrmann in einem. Und ich lernte etwas dabei, denn ich war lernbegierig und er merkte mein Interesse. In vielen Dialogen kam ich den örtlichen Verhältnissen, dem Brauchtum, den Gewohnheiten und dem persönlichen Verhalten der hiesigen Dorfbewohner nahe. Pflanzen, die Heilpflanzen waren und ihre Besonderheit erst entwickelten, wenn sie gedörrt und aufgehängt waren, oder bereits durch ihr Wachstum auffielen, gehörten genauso zu den Erklärungen, wie auch Verhaltensweisen bei den einzelnen Mondphasen im Stall und in der Natur. Wenn ich auch in meinem jugendlichen Unbekümmertsein manchmal Zweifel an den Erzählungen hatte, so grub sich doch das Verhalten der Mitbewohner in mir ein.

Zurückkommend auf den Werdegang seines Hofes meinte er, dass er einer der ersten Bauern von Seedorf war, der eine Mähmaschine hatte, die mit „Rossen“ gezogen wurde, und dass ihm diese „Rosse“ gleich bei einer der ersten Mähfahrten ins Feld durchgegangen seien, weil die gusseisernen Räder einen solchen Krach machten, dass die Pferde scheuten und er erheblich verletzt wurde und von da an ein Hinkebein hatte. Ein Rad sei abgebrochen an dieser Maschine und die Pferde seien auf und davon. Die Arbeitsanweisungen, die ich von Paul Stern erhielt, entsprachen praktisch dem Biologieunterricht, den wir in der Schule von unserem Biologielehrer Haas (Paddex)erhielten. Die Ausdrücke und Bezeichnungen für die landwirtschaftlichen Geräte und Arbeiten wurden mir nach und nach beigebracht. Dass der Pflug von der Pflugschar auch ein „Sech“ besitzt, gehörte ebenso zur Arbeitsanweisung wie auch die Benennung im Haus- und Hofwesen, wo es eine „Hauseret“ und ein

„Stock“ gab. Zur Sense gehörte, dass sie vorher auf dem Dangelstock gedengelt wurde. Paul Stern brachte mir auch bei, wie mit den Gabeln umzugehen ist und wo 3- oder 4-zinkige Gabeln verwendet werden müssen und wo nicht; die Furke war eine große lange Gabel, die auch lange Zinken hatte und zum Beladen der Heu-, Öhmd- und Garbenwagen benutzt wurde, wobei beim Öhmd oft eine andere Gabel verwendet werden musste, weil es teilweise zu dünn war. Die Stiere, es waren insgesamt zwei, wobei zum jugoslawischen Stier noch ein eigener Stier herangezogen wurde. Am Wagen eingespannt wurde der alte Stier (Jugoslawe) „zu der Hand“ und der junge Stier „von der Hand“. Manchmal war es schon problematisch, die beiden nebeneinander an die Deichsel zu bringen, denn der Junge war ziemlich forsch und „gemmelig“ und musste oft „gehaut“ werden. Für die beiden Stiere schnitt er extra Futter (Kurzes), wie er es früher für die Pferde getan hat. Das Futter musste ich etwas auf die Seite schieben, und er machte dann für das andere Vieh erneut die Futter-schneidemaschine an, um nochmals Futter einer anderen Qualität zu schneiden; diesmal aber auf einem größeren Haufen. Ich hatte stets das Gefühl, als ob er immer noch an seinen Pferden hing. Es hatte ihm sicher weh getan, als er sie nach St. Georgen auf den Bahnhof bringen musste, von wo sie zum Militär verladen wurden. Das war vor ein paar Jahren und sicher lebten sie nicht mehr.

Es gab damals kaum eine Familie, die durch den Krieg nicht zerrissen war. Das Fehlen der bäuerlichen Hauptperson konnte niemals durch freiwillige Kräfte aus der Nachbarschaft und Verwandtschaft ausgeglichen werden. Gezwungenermaßen musste der Schwiegersohn (Bernhard Spengler) eingreifen, wenn es um sehr schwere Arbeit ging, denn es bestand anscheinend eine Absprache in Zusammenhang mit der Einberufung von Paul Stern jun. zur Wehrmacht. Natürlich half er auch noch nach dem Umsturz seinem Schwiegervater, insbesondere bei der Bestellung der Äcker mit Pflug und Egge.

Nach und nach hatte ich das Gefühl, selbst Bauer zu sein. Ich fühlte selbst eine Verbundenheit zu Feld und Wald und selbst das Ungewisse unserer Zukunft in Deutschland forderte die Landwirtschaft geradezu heraus, den Boden zu bestellen. Wir mussten es tun, wenn nach dem verlorenen Krieg noch ein geringer Selbsterhaltungstrieb vorhanden war und das Leben seinen Lauf nahm trotz aller Widrigkeiten. Eine Verordnung der franz. Militärbehörden hat vorgesehen, dass Beutegegenstände, die sich im Besitze von deutschen Staatsangehörigen befanden, zurückgegeben werden müssten - dies bezog sich auch auf unseren Stier. Man war praktisch immer in Angst, eine Rückgabebefehle zu erhalten.

Offensichtlich fiel es Paul Stern schwer, sich mit all den Schwierigkeiten abzufinden, war er doch das, was man einen bodenständigen, stolzen Bauern nannte. Die Gedanken, den verwundeten Sohn in Gefangenschaft zu wissen, murmelte er teilweise laut vor sich hin. Meine Trostworte, mit denen ich ihn darauf verwies, dass er doch noch lebe und sicher bald gesund von Amerika zurückkehren werde - zumal er doch immerhin im Westen sei - vernahm er tatsächlich mitfühlend, denn manchmal wischte er sich eine Träne aus dem Augenwinkel. Ich erkannte schon, dass in ihm durchaus ein weiches Herz schlug, wenn er es auch nicht zeigen konnte. Besonders als dann nach und nach die ersten deutschen Soldaten aus der Kriegsgefangenschaft zurückkamen, blickte er oft sehnsuchtsvoll nach „Oben“.

Unser nationales Empfinden litt sehr darunter, dass wir den Krieg verloren hatten und die abrupte Außerkraftsetzung aller seither gültigen Regelungen und Gewohnheiten verleiteten viele, sich entsprechend zu verhalten. Auch die unter Zwang verursachten Handlungen beeinflussten das Zusammenleben sehr. So musste mein Vater sein im Jahre 1936 angeschafftes Auto der franz. Besatzungsmacht abgeben. Er litt von da an für den Rest seines Lebens darunter, denn er erhielt nie und von keiner Seite eine entsprechende Entschädigung. Ich sehe noch, wie vier französische Soldaten das Auto abbockten und aus der Garage schoben.

Niemand von unserer Familie hat es je wieder gesehen. Die Garage wurde anschließend von den Algeriern als „Grillplatz“ verwendet: sie schlachteten erbeutete Schafe, die sie schächtetten - was wir Kinder bis dahin noch nicht gesehen hatten - und wir waren hierüber schon sehr erschüttert.

Da sich die Kriegshandlungen in unserem Raume von Nord nach Süd bewegten und die Angriffsrichtung daher nur im Süden lag, also Richtung Dunningen - Rottweil - Villingen, schafften sich bereits beim Einmarsch die vorrückenden Panzer eine rechtsseitige Spur, so dass der vorher aus Humus bestehende Straßenrain, samt der darin enthaltenen Querrinnen, fast vollständig zusammengefahren wurde. Noch jahrelang sah man diese Spuren, denn die Panzerketten verbreiteten automatisch die rechte Fahrbahnseite erheblich. Auch blieb diese Strecke als Nachschub- und Versorgungsweg, angeblich von Freudenstadt bis Friedrichshafen, über die Besatzungsjahre hin erhalten und wurde von riesigen Sattelzug-Trucks in Kolonnen befahren; sie transportierten zumeist Benzin in Kanistern und verloren durchaus auch mal einen solchen, für den wir selbstverständlich Verwendung hatten. Eine solche Kolonne wurde mir fast einmal zum Verhängnis, als ich mit meinem Ochsespann in Höhe vom „Maden“ in Richtung Dunningen unterwegs war und ein Truck nach dem anderen an meinem Güllentransport vorbeifuhr. Es waren meistens farbige Fahrer, denen wir den Titel „Senegalneger“ gegeben hatten -; damals mussten sie noch die Kurve beim Schafhaus und den Schafhausbuckel bewältigen und kamen erst wieder so richtig in Schwung bei der Dreifaltigkeitskapelle. Der Truck musste hergeben, was in ihm drinsteckte und der Sogwind riss mich jedesmal schier um. Da es sich bei meinem einseitig-blinden Stier jedoch um eine „wunderfitzige“ Kreatur handelte, die sehen wollte, was da laufend an uns vorbeirauschte und so einen Krach und Wind machte, bog er jedesmal, wenn einer der Trucks im Anmarsch war und er ihn hören konnte, seinen Kopf nach links hin zur Fahrbahn des LKW's. Bei dieser Linkswendung kamen die Hörner des Stiers bedrohlich in die Nähe des Führerhauses. Ich stand Todesängste aus, solange die Kolonne an mir vorbeifuhr, denn Rücksicht nahmen die Fahrer überhaupt nicht. Ich hatte alle Hände voll zu tun, um unsere Wagenrichtung beizubehalten, denn durch das Linkswenden des Kopfes zog der Stier jedesmal den Deichsel ebenfalls etwas nach links. Im Geiste sah ich schon die Hörner davonfliegen und meine Güllenfuhre im Graben liegen. So gut ich es vermeiden konnte, befuhr ich diese Strecke von nun an ganz wenig, denn meine Patentante meinte, dass ich ja hätte verunglücken und tot sein können.

In der Entwicklung der Mechanisierung auch in der Landwirtschaft gab es damals bedeutende Fortschritte; so hatten wir bereits einen Fruchtableger an der Mähmaschine. Wir arbeiteten dadurch rationeller. Allerdings war das Gerät oft kaputt. Ich mußte dann mit dem Fahrrad nach Winzeln fahren und Ersatzteile holen.

Auf den langen Wegen zu den Feldern bis hin zur Bösinger Markung, zum Krautgarten, zum Schinderbosch oder zum Steinfohren konnte ich meinen Gedanken nachhängen. Die einsetzenden Vertreibungen aus Ostdeutschland sorgten auch bei uns für ein Bevölkerungswachstum. Es war unglaublich, was uns die Vertriebenen erzählten, wie sie aus ihren Häusern, Wohnungen, Höfen, Dörfern und Städten vertrieben wurden. Ein ehemaliger Bewohner aus dem Oder-Neisse-Gebiet hatte den Sonderbefehl der Polen einfach mitgenommen, um seine Schilderungen schriftlich untermauern zu können.

Obwohl vorher schon fremde Leute im Dorf waren, die als Ausgebombte hier lebten, kamen immer mehr Flüchtlinge zu uns und auch bereits vorher kamen viele Verwandte aus den größeren Städten hierher, um dem Bombenhagel bzw. dem Kriegsgeschehen aus dem Wege zu gehen. Es war fast keine Familie im Ort, die nicht noch jemand zusätzlich versorgen

musste. So kamen Verwandte aus Stuttgart und Wuppertal zur Verwandtschaft meines Vaters. Da wir selbst so eine große Familie waren, konnten wir niemand aufnehmen. Aus dem Osten hat man weit über 12 Millionen Menschen aufnehmen müssen! Trotz der geistigen und geistlichen Rückbesinnung nach dem Krieg auf das Christentum taten wir Katholiken uns schwer, uns offen zum christlichen Glauben und der hieraus resultierenden Nächstenliebe zu bekennen. Selbst die Zuteilung von rationiertem Wohnraum stieß nicht überall auf Zustimmung.

Auf die Frage ihrer kleinen Tochter, was denn das für seltsame zugezogene Menschen seien, die zwar deutsch sprechen, aber am Sonntag nicht zur heiligen Messe gehen, antwortete die Mutter: „Ja, das sind Evangelische, die kommen auch in den Himmel, aber viel schwerer und viel später“.

Eines Tages bekam ich Nachricht, dass die Schule in Schramberg am 01.10.1945 wieder beginne. Einerseits freute ich mich auf den Wiederbeginn - andererseits tat es mir weh, den alten Bauern nunmehr allein zurücklassen zu müssen. Auch der Schulweg war nicht leichter geworden, denn einen öffentlichen Verkehr gab es noch nicht. Aber wie schon vorher hatte ich ja ein Fahrrad. Mein Vater schaute immer darauf, dass das Rad fahrtüchtig und einsatzbereit war. Er hatte eine Fahrradhandlung und gleich nach dem Kriege war dies ein einträgliches Geschäft, denn an Stelle der abgegebenen Fahrräder musste aus alten Rahmen und Felgen Ersatz geschaffen werden. Ohne Strapazen ging es auch jetzt noch nicht, denn die Straßen waren nicht besser geworden in der Zwischenzeit. Die Schulleitung wollte aber wissen, wie man den Weg bewältigt und für mich erklärte ich, dass ich mit dem Fahrrad über den Sulgen nach Schramberg zur Schule fahren würde und wie vorher durch den Wald über die Vier-Häuser. Wenn ich rechtzeitig dran war, ließ ich das Fahrrad auf dem Sulgen stehen und ging zu Fuß die „Steige“ hinab und nach der Schule wieder hinauf. Statt nach Hause ging ich dann eben noch eine Zeit lang auf den Hof zu Paul Stern, wo immer Arbeit für mich bereit lag. Auch hatte ich die Möglichkeit, ab und zu in Schramberg übernachten zu können. Der Schulalltag begann mit einem fröhlichen Wiedersehen mit den Schulkameraden. Wir waren nun eine gemeinsame 4.Klasse. Die Klassenstärke ist deshalb zusammengeschrumpft, weil viele Schüler, die aus kriegs- und bombengefährdeten Städten vorher bei uns waren, bereits wieder in ihre Heimat zurückgekehrt waren und auch einheimische Schüler nach Erreichung des Volksschulabschlusses nicht mehr den vorher eingeschlagenen Bildungsweg fortsetzten. Auch lag das Schulwesen jetzt in Händen der „Direction de l'Education Publique“. Der Schulbesuch brachte Änderungen mit sich. Frühere Lehrer, die der NSDAP angehört hatten, wurden vom Unterricht suspendiert. Statt des Lateinunterrichtes wurde nunmehr französisch gelernt. Als ich Paul Stern erzählte, dass ich nicht mehr lateinisch lernen müsse, sagte er spontan zu mir: „No kannst halt nimme Pfarr werde“. Als Unterrichtsfach kam neben Französisch nun noch Religion hinzu, da im 3. Reich zum Lehrplan keine religiösen Lehrstunden gehörten. Auch das Schulraumproblem war kein Problem mehr; das Lazarett in der Oberschule ist geräumt worden und die Schloß- Burg- und Berneckschule, die teilweise von uns ebenfalls benützt worden sind, wurden ihrem ursprünglichen Zweck als Schule wieder zugeführt. Der Schulverwaltung gelang es tatsächlich, einen ganz neuen Start hinzulegen. Von den befürchteten und angedrohten Strafen gegen uns Deutsche spürten wir nichts. Natürlich musste alles genehmigt werden. Wir lebten immer noch in einer Mangelwirtschaft; wir hatten keine Schulbücher, keine Schreibhefte, die Fächer Leibbeserziehung, Geschichte und Erdkunde durften bis auf weiteres nicht gelehrt werden. Eines Tages hieß es, wir könnten Schülerspeisung bekommen, müssten aber dafür als Voraussetzung im Kino (Lichtspielhaus Schramberg) Filme ansehen, die von den Amerikanern oder sonstigen Alliierten aufgenommen wurden, als sie die KZ's besetzten bzw. be-

freiten. Es handelte sich dabei quasi um Wochenschau - Aufnahmen von Kriegsberichtserstattem, die bei der Besetzung der Lager vor Ort waren und die vorgefundenen Gefangenen und deren Zustände aufnahmen. Was wir hier sehen mussten, kann wahrlich kaum beschrieben werden. Noch heute, nach über 50 Jahren, kommen mir diese Bilder in Erinnerung, vor allem dann, wenn sich Zeugen des Holocausts aus Israel melden und ihre Kommentare abgeben. Die Filme zeigen Skelette, die nur noch aus Haut und Knochen waren. Ein andermal wurden Berge von Leichen gezeigt von Inhaftierten, die kurz vor dem Einmarsch noch gestorben sind oder umgebracht worden waren.

Haben wir Deutschen das getan!? Leute bei lebendigem Leibe verhungern lassen, reihenweise erschossen, nachdem sie zuvor noch ihre eigenen Gräber geschaufelt hatten, die (Zahn)Goldplomben vorher noch entfernt und die Leichen teilweise verbrannt, je nach dem in welchem KZ sie waren? Man zeigte es im Bildstreifen und man sah sogar noch die Kamine rauchen.

Nicht alle Schulkameraden glaubten diesen Bildern; einige meinten, dass es ja gar nicht sein könne - das sei alles gestellt und erfunden und ganz einfach nicht wahr. Wir wurden jedoch in Vorträgen und Einzelgesprächen auf den Wahrheitsgehalt hingewiesen. Der Appetit auf die Schulspeisung ließ daraufhin sehr zu wünschen übrig, obwohl die Lebensmittelversorgung auf Lebensmittelkarten nicht üppig war. Ursprünglich hieß es, dass diese Speisung aus der Schweiz stamme; man redete aber auch von amerikanischen Mormonen, die diese Lebensmittel aus USA über die Schweiz zu diesem Zweck an die deutschen Schulen leiteten. Noch lange Zeit waren die gezeigten Filme Gegenstand unserer Kritik. - Aus den umerzieherischen Dokumentationen ging folgendes hervor: Die Normalbürger aller Zeiten und Länder sind anfällig für Grausamkeit, Sadismus und Gewalt. Die Nazis hätten nicht werden können, was sie wurden, und nicht tun können, was sie taten, ohne die verborgene oder offene Mithilfe vieler Denunzianten, Mitwisser und Mithelfer.

Wenn man als Kind oder Jugendlicher - was wir inzwischen ja waren - einen moralischen Schock bekommen konnten, so bekamen wir ihn während den gezeigten Filmvorführungen. Er dauerte lange an.

Bekanntlich musste ich für meine Eltern des öfteren mit dem Fahrrad nach Rottweil fahren, um die Lebensmittelmarken oder die Bezugsscheine abzurechnen. Noch am 19.04.45 war ich in dieser Eigenschaft unterwegs; mein Nachbar Franz Flaig (Elegius) lag damals im Lazarett in Rottweil, das in der Dietrich-Eckart-Oberschule als Notlazarett fungierte. Seine Mutter bat mich, ihn zu besuchen. Sie gab mir einiges an Essen mit, das ich ihm bringen sollte. Speck war auch dabei. Als ich die Türe zum Krankenzimmer hinter mir schloss, lachte er mir schon von weitem zu, denn er hatte mich sofort erkannt. Auch ich freute mich, dass ich ihn gleich gefunden hatte, denn es lagen ja noch mehrere Verwundete im gleichen Zimmer mit ihm. Da kam plötzlich ein junger Unteroffizier auf mich zu, der mich als jungen „Pimpf“ begrüßte und hochdeutsch sprach. Als Junge war man ja seinerzeit stolz, wenn man mit einem Soldaten sprechen konnte und wenn dies gar ein Unteroffizier war und an dessen Uniform das EK (Eiserne Kreuz) und noch eine Menge anderer Auszeichnungen prangten und wenn er gar verwundet war - musste dies ein Held sein! Er sagte, er sei von Oppeln und an der Ostfront verwundet worden. Jetzt im Juni 1945, also nach einigen Wochen schon, sah ich diesen Mann wieder in meiner Nachbarschaft; er wurde von den Franzosen als Kriegsgefangener entlassen; allerdings aus Tübingen, denn dahin wurde ein Teil des Lazaretts verlegt, als es in eine Rottweiler Schule aufgelöst worden war. Nach Oppeln konnte er nicht mehr zurück, weil dies im Bereich der östlichen Hemisphäre lag. Von meinem Nachbarn wurde ihm dann eine Unterkunft in seiner eigenen Heimat angeboten, wo er bis zu seiner eigenen Entlassung bleiben konnte. Bei diesem Unteroffizier, von dem ich hier berichte und der da-

mals 22 ½ Jahre alt war, handelt es sich um Erwin Worpitz, der hier in Seedorf in diesem Jahr seinen 50. Hochzeitstag (Goldene Hochzeit) feiern konnte.

Von den Kriegsteilnehmern aus Seedorf kamen nach und nach die Überlebenden zurück. Bei uns über den Gartenzaun kam Josef Hangst (Schotterwerk) geklettert. Er käme von Italien, sagte er. Er war wie ein Zivilist angezogen. Arthur Albrecht, seinerzeit noch in Dunningen wohnend, traf bei seiner Rückkehr am 18. Juli 1945 auf meinen Schulkameraden Alfred Gaus, der mit dem Fuhrwerk im Nautental unterwegs war. Mein Nachbar, Erwin Flaig, kam im September 1945 zurück; er war zuletzt in Dänemark.

Auch unsere Idole, die wir als Helden ansahen, weil sie einfach für uns die „Größeren“ waren und noch einrücken mussten, kamen bald nach dem Krieg zurück: Kasper Flaith und Bruno Ohnmacht, die bei Rommel in Afrika dabei waren und Panzer bzw. Panzerspähwagen gefahren sind. Paul Wilhelm, der mit dem U-Boot im Atlantik unterwegs war und im Sehrohr die Silhouette von Manhattan vor Augen hatte. Otto Hangst (Schotterwerk), der von der 8,8-Flak von Zimmern zu einem Eisenbahngeschütz nach Frankreich versetzt worden war. Erich Baumgärtner, der als Matrose noch zum Erdsatz kam. Emil Roth, der die zuvor gelegten Minen in der Nordsee mit dem eigenen Minensuchboot unter englischem Befehl wieder einsammeln musste. Die Heimkehrer, die wir als junge Buben befragten, erzählten uns gerne ihre Kriegserlebnisse - auch wenn es teilweise sehr negative waren. Unsere Sonntage waren damals durchaus noch sonntäglich, da im Mittelpunkt dieses Tages immerhin noch die Gottesdienste standen und man ein religiöses Leben lebte, denn dass die bürgerliche Ordnung damals nicht aus den Fugen geriet, war ein Zeichen der Rückkehr zur Religiosität innerhalb unserer westlichen Hemisphäre.

Es gab durchaus auch Anordnungen der franz. Besatzer, die uns abstrus vorkamen. So wurde bekannt gemacht, dass die unverheirateten Mädchen sich zum Tanz in der „Rose“ am Sonntagnachmittag einzufinden hätten. Am 18.07.1945 kam ein neues Kontingent von Besatzungssoldaten, das die erste Garnitur nach dem Einmarsch ablöste. Es waren dies fast ausschliesslich Franzosen aus dem eigentlichen Frankreich, worunter auch wieder Elsässer waren. Um ihren jungen Soldaten das Tanzvergnügen zu ermöglichen, legten sie ganz pragmatisch eine Basis, die es ermöglichte, jeden Sonntag die gleiche Veranstaltung wieder durchzuführen. Franz Haas bekam für seinen Traktor einen Einsatzbefehl und musste ein oder 2 Tage zuvor in Oberndorf bei der „Schwanenbrauerei“ einige Fässer Bier holen, das sich die Soldaten beim Tanzen genehmigten. Am Sonntag fuhr er mit dem gleichen Traktor mit Vollgummirad-Anhänger nach Winzeln um Karl Deckert mit seinen Musikinstrumenten abzuholen. Anscheinend sind die Besatzer auf ihn gestossen, weil er als Musiker bekannt war und zuvor schon bei Festivitäten der Partei zur Unterhaltung aufgespielt hatte. Soviel ich mich noch erinnern kann, handelte es sich bei dem Traktor um einen „Zettelmayer“ mit dem werktags Langholz geführt wurde. Dieses Einmann-Orchester mit Trommel, Schlagzeug und Ziehorgel wurde später noch durch einen Klarinettisten ergänzt. Und tatsächlich erschienen die zum Tanz „verpflichteten“ Damen fast vollzählig. Kam eine nicht, so wurde sie mit militärischen Ehren abgeholt. Wir Kinder hatten unseren Spass an diesen Vorgängen; der Rosensaal hatte grosse Fenster und unter diesen Fenstern lagen meistens grössere Steine, so dass es leicht war, in den Saal hineinzublicken und zu sehen, wie das Tanzgeschehen ablief. Wurde die „Zuschauertraube“ den Franzosen zu viel, wurden wir fortgejagt, nicht lange, denn dann begaben wir uns hinters Haus und schauten von dort zu. Wir selbst hatten eine Tanzveranstaltung zuvor noch nie gesehen, denn im 3. Reich waren derartige Lustbarkeiten ohnehin öffentlich nicht erlaubt gewesen. Nun, Karl Deckert spielte natürlich nach seinem Repertoire und das war in der Regel deutsche Musik in Form von Marsch, Walzer und Tango. Aber das war es nicht, was uns wunderte: die Franzosen sangen und summten mit, wenn

„La Paloma“ oder der Donauwalzer gespielt wurde. Sogar den Marsch „Alte Kameraden“ und den „Kronenwirt“ kannten sie. Sie verhielten sich so, als ob sie diese Lieder und Melodien schon immer gekannt hätten. Als ich einmal einen englisch sprechenden Offizier darauf hin ansprach, dass dies doch Musik der „Boches“ sei, meinte er: „No, that's French“. Dabei wusste ich ja genau, dass „Lili Marleen“ aus deutscher Feder stammte. Nun ja, die Soldaten der „Grande Nation“ übernahmen die Melodie anscheinend vom Radio und irgendeiner muss das Lied wohl ins französische übersetzt haben.

Dem Jahr 1945 trauerte niemand nach; man hoffte, dass es schon im nächsten Jahr besser werden würde. In der Oberschule bekamen wir bereits im Januar 1946 einen Franzosen als Lehrer: „assistant de francais“ nannte er sich und war für alle Klassen zuständig. Wir glaubten zunächst, er sei Aufpasser im Reeducations-Programm der Franzosen; Henri Latou hieß er und stammte aus Pau, 100 km südlich von Bordeaux; er hatte noch als Fremdarbeiter in einem Dortmunder Hüttenwerk für den „Endsieg“ arbeiten müssen und kannte daher uns Deutsche schon ganz gut. Er wollte nunmehr Mittler sein zwischen Deutschland und Frankreich, eine bessere Atmosphäre schaffen. Er gründete auch die 1. Schülerzeitung: „Bonjour“ hieß sie. Auch sorgte er dafür, dass wir wieder Lehrbücher bekamen und Hefte. Latou war damals 25 Jahre alt und war in Schramberg bei der Damenwelt ein durchaus gern gesehener „Professeur“.

Wir selbst mussten uns mit dem angeblichen „Erzfeind“ befassen. Die bis zu dieser Zeit verbreiteten negativen Meinungen über Frankreich versuchte Latou zu ändern. Unter seiner Regie erhielten wir ein entsprechendes Lesebuch, das Einblick in die französische Geschichte und insbesondere der Schulgeschichte gab, sonst aber in 17 Lektionen allgemeine „Beiträge zur Völkerverständigung“ enthielt. Auch die „Marseillaise“ war enthalten; als ich gefragt habe, was das sei, erhielt ich zur Antwort: Das ist das französische Deutschlandlied! Nun ja, die ganzen 6 Strophen lernten wir nicht auswendig, aber immerhin war uns der Text in französisch, zumindest der ersten Strophe im Laufe der Zeit geläufig! Im Übersetzungstext lautete der Kehrreim.... „Auf Bürger greift zum Schwert! Scharf Euch mit Heldenmut! Tränkt Feld und Flur mit frechem Feindesblut!“ So lautet er noch heute. Doch hat sich bei den Franzosen sicherlich auch das Feindesbild geändert und ist einer positiven Sichtweise gewichen. Mit Stolz erläuterte uns Monsieur Latou auch die hervorragende Qualität der Sorbonne, die das „Non plus ultra“ an Universitätsprogrammen auf dem europäischen Kontinent biete. Noch heute habe ich grossen Respekt von der Elite, die aus der Sorbonne hervorgegangen ist.

In Schramberg selbst begannen auch kulturelle Vorstellungen des neuen Tübinger Landestheaters, die die alten deutschen kulturhistorischen Schauspiele, Dramen, Opern etc. wieder in Erinnerung brachten und deren Besuch uns schulischerseits angeraten wurde. Nacheinander sah ich Medea, Kabale und Liebe, die Räuber, Piccolomini, Wallenstein, Egmont und vieles andere mehr, da die Tübinger Landesbühne immer im Zyklus ihre Werke in quartalsweisen Gastspielreisen auch in Schramberg mit Genehmigung der franz. Militärbehörden turnusmässig aufführte.

Eine ganz grosse Leistung vollbrachte seinerzeit auch unsere Klassenlehrerin, Frau Linkenheil, die es fertigbrachte, dass wir Buben der Klasse 5 zur Hopfenernte nach Tettngang fahren konnten, die ca. 14 Tage dauerte. Wir waren auf einem grossen Hopfengut in Schwanden bei Tettngang und übernachteten im Heu auf der Bühne.

Obwohl ich Heu und Stroh gewohnt war, bekam ich hier durch die vielen Mückenstiche auch viele Beulen.

Wenn es mal regnete, machten wir Spaziergänge nach Tettngang; Ravensburg und Friedrichshafen besuchten wir mit dem Zug. Wir waren schon ein zwar zusammengewürfelter

Haufen, hielten jedoch zusammen wie Pech und Schwefel. Friedrichshafen war noch fast ganz zerstört. Nur das Bodenseeufer war wieder begehbar.

Man musste seinerzeit erfinderisch sein, wenn man sich auf den Weg machte. Vollkommen neue Wege mussten gesucht werden, zumal hauptsächlich auf dem Weg nach Rottwei, besonders um Zimmern herum, die DP's aus Rottweil und Villingen in den ehemaligen Flak-Kasernen untergebracht waren. Diese überfielen die Leute und beraubten sie. Hauptsächlich auf Fahrräder hatten sie es abgesehen und man sprach seinerzeit sogar von Ausplünderungen bis auf's Hemd. Wir versuchten daher immer zu zweit wegzufahren, wobei wir den Weg nach Rottweil über Herrenzimmern wählten. Oft bin ich denselben aber auch alleine gefahren. Einmal wurde ich in Herrenzimmern von einigen marokkanischen Soldaten kontrolliert, die mich anhielten, als ich mit dem Fahrrad vorbei wollte - in Höhe des Rathauses hatten sie ihr Schilderhäuschen - und obwohl ich vom Fahrrad abgestiegen bin und vorbeigehen wollte, sind sie auf mich aufmerksam geworden. Sie trauten mir nicht, denn ich war nicht werktätlich angezogen. Als ständigen Begleiter hatte ich immer mein Bruderschaftsbüchlein (Bruderschaft vom guten Tod der kath. Pfarrkirche von Seedorf) bei mir, wo auf der letzten Seite des Buches Namen, Geburtstag, Eintritt in die Bruderschaft, Ausstellungsdatum des jeweiligen Inhabers angegeben waren. Den Schluss zierte der örtl. Kirchenstempel der St. Georgs Kirche mit Speer und Drachen unseres Kirchenpatrons. Da die Marokkaner unsere Schrift ja nicht lesen konnten, nahmen sie den Stempel zum Anlass ihrer Überprüfungen und deuteten immer auf den behelmten Reiter, wie er dem Drachen den Todesstoss gab. Ich selbst deutete nach oben und sagte „im Himmel“. Sie zogen sich plötzlich auf eine respektvolle Entfernung zurück und gaben den Weg frei; dass sie nicht salutierten, war direkt ein Wunder.

Mein körperliches Wachstum ließ es zu, dass ich mich einmal noch zu den Kindern zählen konnte und das andere mal schon als Heranwachsender. Den Nordafrikanern erschien ich offensichtlich als ein noch grösseres und höheres Wesen.

Deutschland wurde in vier Besatzungszonen aufgeteilt; die Franzosen zählten nunmehr zu den Siegern. Frankreich verfolgte eine eigenwillige, an seinen Sonderinteressen orientierte Deutschlandpolitik. ...

Das französische Militär verwaltete seine Zone selbst und übte den Druck auf die Besiegten direkt aus. Was sich so einfach als „Zone“ anhörte, umfaßte bei weitem vielerlei differenzierte Aufteilungen, die man teilweise schon als Vorläufer des westdeutschen Förderalismus deuten konnte...

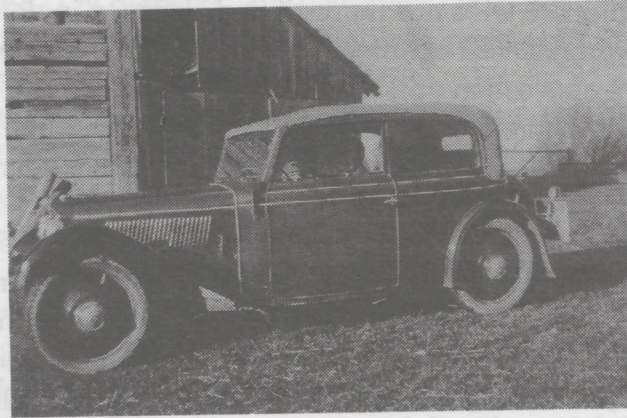
Indes nahm das Zusammenleben unter uns Dorfbewohnern seinen Lauf. Im September 1946 war die erste Bürgermeisterwahl und viele Plakate waren im Dorf aufgehängt! „Wählt Josef Ade, er ist der rechte Mann als Gemeindeoberhaupt“ oder „Wählt nur Bürgervereinigung, nie CDU“. Josef Ade ging dann auch als Sieger aus der Wahl hervor. Der Sohn Ernst Ade kam dann auch im November 1946 aus dem Krieg zurück.

Uns selbst ging es ab Herbst etwas besser, da unsere amerikanische Verwandtschaft - wir hatten zwei Schwestern meiner Mutter dort - begann, uns eifrig mit Paketen zu unterstützen, so dass das Weihnachtsfest 1946 mit freudigeren Melodien besungen werden konnte, wie die Jahre zuvor. Ich selbst war am 6.12.46 im hiesigen Kindergarten als Rupprecht arrangiert, wozu ich extra von der Schule frei nehmen musste.

Zum Silvester 1946 besuchte ich erstmals eine Silvesterveranstaltung im „Rössle“, zu der mich meine Tante Toni (Huger) mitgenommen hatte. Man spürte innerhalb der Gaststättenbesucher, dass es von jetzt ab etwas freundlicher zugehe in der Welt, ohne jedoch die Hoffnung auf die ganz grossen Veränderungen aufzugeben.

Anton Roth Seedorf





Das Auto meines Vaters, das 1945 von den Franzosen beschlagnahmt wurde

**Autorisation de circuler.**

Monsieur ou Madame .. *Roth August* .....

est autorisé de se rendre à Seedorf du *14 au 30 sept. 1945*

à *Postweil en bicyclette* .....

Seedorf le *15-9-45* .....

Le Commandant D'arme *p.o.*

Le Maire:

*[Handwritten signature]*



*Friedmann*

## U-552 - Das rote Teufelsboot!



Curth Kraus nach 12 Wochen Feindfahrt

Auf Grund der vielen Anfragen an mich , nachdem der Fernsehfilm - NAUTILUS - lief, habe ich mich entschlossen, meine Erinnerungen als U-Bootfahrer im Zweiten Weltkrieg zu veröffentlichen. Ich war ein Besatzungsangehöriger auf dem Unterseeboot Nummer 552.

Als ich im Frühjahr 1941 zur Marine eingezogen wurde, ahnte ich natürlich noch nicht, was auf mich alles zukommen sollte, denn ich war ja Freiwilliger der damaligen Luftwaffe. Mein Pech war jedoch, dass ich nach meiner Lehrzeit als Mechaniker zur deutschen Schiff- und Maschinenbau AG nach Bremen dienstverpflichtet wurde und dort im U-Bootsbau beschäftigt war. Für mich war es eine Umstellung wie Tag und Nacht, in meinem erlernten Beruf als Mechaniker, den ich in der Fa. Junghans mit Auszeichnung abgeschlossen habe.

Darauf bin ich heute noch sehr stolz. Im Schiffbau hatte das mit Feinmechanik natürlich nicht mehr das Geringste zu tun. Dank meiner Arbeitskollegen, wir arbeiteten immer in kleinen Gruppen, habe ich praktisch noch einmal eine Lehre als Schiffsschlosser mitgemacht, das sollte mir später zugute kommen.

Mein Stellungsbehl lautete: 1. Marine Stammregiment Braake in Oldenburg. Es folgte eine gründliche Rekrutenausbildung. Nach 3 Monaten war Schluß und wir bekamen unsere blauen Uniformen und zum ersten Mal Ausgang in das kleine Städtchen. Es folgte noch eine gründliche ärztliche Untersuchung, und von meiner Kompanie wurden 25 Mann ausgesucht und ich war dabei. Am anderen Tag Seesack packen, Marschbefehl nach Pillau zur 1. U-Boots-Lehrdivision. Jeder von uns bekam eine Stammrollen - Nummer, meine war U-N = U-Boote Nordsee 13337. Diese Lehrdivision kam einer Berufsschule gleich, lernen und nochmals lernen; zwischendurch Sport, aber nicht zum Vergnügen. Man nannte es körperliche Ertüchtigung. Nach 3 Monaten war endlich Schluß, Gott sei Dank. Aber es sollte noch schlimmer kommen. Ich wurde abkommandiert nach Neustadt in Holstein zur 2. U-Bootsausbildungsabteilung. Dort wurden wir in Gruppen zu je 5 Mann eingeteilt und kamen zur praktischen Ausbildung auf ältere U-Boote. Wir fünf waren alle vom technischen Bereich. Einer war Elektriker, er kam in den E-Maschinenraum, zwei Mann in den Dieselmotorenraum, zwei Mann in die Zentrale und da war ich dabei, zum Glück, denn in diesem Raum ist immer die beste Luft. Die Zentrale ist der Mittelpunkt eines U-Bootes. Sie befindet sich unterhalb des Turmes. Von der Zentrale aus wird das ganze Boot gesteuert. Im getauchten

Zustand vom leitenden Ingenieur. Unter Wasser darf das Boot nicht schwerer sein als über Wasser, es muß also in einen sogenannten Schwebезustand gebracht werden. Dies geschieht durch Regelzellen. Damit hatte ich viel zu tun. Ebenso mit den Trimmzellen, die sich im Bug und Heckraum befinden, damit das Boot im Gleichgewicht bleibt. Die Entlüftungsventile zum Tauchen und die Anblasventile zum Auftauchen usw. Es waren ca. 30 an der Zahl, alle an einem Pressluftstrang. Und diese Ventile musste man mit verbundenen Augen finden, da durfte ja kein Fehler gemacht werden. Wir nannten diesen Ventilblock „Tannenbaum“... Wir waren ja damals alle noch sehr jung. Wir mussten das Einsteigen bei Alarm lernen. Unser Kommandant rief uns 5 Neulinge auf den Turm. Wir mussten an Oberdeck antreten. Dann kam der Befehl „Alarm“, wir fünf rauf auf den Turm, durch das Turmluk ca. 80 Zentimeter im Durchmesser und sich fallen lassen. Drei Meter durch das zweite Luk in die Zentrale, nochmals 2,5 Meter. In der Zentrale sofort in die Knie und seitlich wegrollen, denn der nächste stand dir bereits auf dem Kopf. Das mussten wir täglich mehrere Male üben, bis wir den Dreh heraus hatten, das heißt, ins Turmluk hinein springen, die Beine von der Leiter weg und nur mit den Händen die beiden Handläufe ergreifen und fallen lassen bis in die Zentrale. Innerhalb von 20 Sekunden mussten wir 5 Mann unten sein, denn das Boot braucht zum Tauchen nur 30 Sekunden. Nach ein paar Stunden kam der Befehl: „Klar machen zum Tauchen“. Turmluk schliessen, Dieselmotoren stopp, E-Maschinen kleine Fahrt, Entlüftungsventile öffnen. Ich hörte wie die Luft aus den Tauchzellen entwich und schon waren wir unter Wasser. Das erste Mal in einem Boot unter Wasser. Ich weiß heute nicht mehr, habe ich geschwitzt oder gefroren vor Angst. Ich spürte die Schmerzen, die ich mir zugezogen hatte durch das Anschlagen der Knie und Ellenbogen nicht mehr. Wir waren auf einer Tiefe von 50 Meter. Das Boot war ausgependelt, d.h., das Boot war jetzt in einem Schwebезustand. Es herrschte eine unglaubliche Ruhe. Kein Seegang. Die ganze Aufregung und Angst war weg. Das Boot schwebte, nur angetrieben von den E-Maschinen. Es war herrlich, aber leider nicht lange. Schon kam der Befehl: „Klar machen zum Auftauchen“. Der leitende Ingenieur steuerte das Boot auf Sehrohrtiefe, der Kommandant machte einen Rundblick „Alles klar zum Auftauchen“. Jetzt wurden die Tauchzellen mit Preßluft kurz angeblasen, bis der Turm über Wasser war. Dann wurden die Dieselmotoren gestartet und mit deren Abgase die Tauchzellen restlos ausgeblasen und wir waren wieder ein normales Schiff. Diese Ausbildung ging an keinem von uns spurlos vorüber. Nach diesen harten 3 Monaten war endlich Schluß. Ich bekam meinen ersten Heimaturlaub. Kaum aus dem Urlaub zurück, bekam ich mit noch zwei Kameraden den Marschbefehl nach Frankreich zur siebten U-Bootsflottille in St. Nazaire. Wir drei suchten unseren Stützpunkt auf und meldeten uns auf der Schreibstube. Dort wurde uns gesagt, dass dies ein Auffüllungslager für Frontboote sei. Es vergingen einige Wochen. Es war Herbst 1942 und ich wurde zum Maschinen-Obergefreiten befördert. So war auch die Anrede, da ich ja zum technischen Personal gehörte. Voll Stolz nähte ich die neuen Doppelwinkel an meine Uniform und reichte Heimaturlaub ein, da in diesem Lager ohnehin nicht viel los war, außer Ab- und Zugänge. Unter Abgänge verstand man Kameraden, die zur Auffüllung der Besatzung auf Frontboote kamen, da dort der Verschleiß sehr hoch und die Tauglichkeit eingeschränkt war. Für Verschleiß wäre das Wort untauglich zu hart, aber Angst hatte jeder. Unter tauglich verstand man Kameraden mit Fronterfahrung, die sich mit Boot und Besatzung zu einer Einheit wie in einer Familie unter einem Dach verschworen hatten. Solche Kameraden wurden nach einigen Feindfahrten, es waren immer nur wenige, auf Beförderungslehrgänge abkommandiert. Es waren immer nur wenige, denn jeder Kommandant wollte seine eingefahrene Crew behalten, aber da immer neue Boote gebaut wurden, wollte unser Oberbefehlshaber Admiral Dönitz die Besatzungen gemischt haben;

und das war auch richtig, denn er war ja im Ersten Weltkrieg selbst U-Boot Kommandant gewesen.

Ende November 1942 war mein Tagesablauf wie folgt: Morgenappell, Flaggenhissen, Ansprache des Lageroffiziers. Zum Schluss wurden drei Mann auf die Schreibstube gerufen, und ich war dabei. Ich freute mich schon auf Urlaub, wollte doch so gerne meinen winterlichen Schwarzwald sehen. Aber daraus wurde leider nichts. Etwas enttäuscht, aber vom Lager-Offizier ermutigt: „Kraus, Sie haben Glück, Sie melden sich auf einem der erfolgreichsten Boote, es ist das rote Teufelsboot U-552“. Ich war natürlich stolz, denn ein so erfolgreiches Boot mußte auch einen sehr guten und besonnenen Kommandanten haben. Sein Name war Erich Topp, damals noch Kapitänleutnant mit den höchsten Auszeichnungen und der größten Versenkungszahl an Handels- und Kriegsschiffen. Wie vordem erwähnt, ein guter Kommandant auch in menschlicher Hinsicht. Ich konnte das gut beurteilen, da mein Bereich die Zentrale war und der Kapitän sich auch dort viel aufgehalten hat. Nun zu meiner ersten Feindfahrt. Von meinen Bootskameraden ließ ich mich beraten, was man alles an Bord mitnehmen darf, und das war nicht viel. Nur ein kleines Säckchen in der Größe eines Brotbeutels: einmal Unterwäsche, zwei Paar Socken, Zahnbürste, Seewasserseife, Handtuch und schon war das Säckchen voll. Wir verstauten es irgendwo im Boot. Danach begann die Proviant-Übernahme. Das ging einige Stunden bis alles verstaut war. Im Boot wurde es immer enger. Das hintere WC war voll mit Kartoffeln und wo noch ein Plätzchen frei war, lagerten wir Konserven und Brote. Im Bugraum hingen Speckseiten und Dauerwürste zwischen der Allwetterkleidung der Seeleute. Von den vier Torpedorohren sah man nur noch die Nachladeluken. Wollte man in die untere Koje, ging das nur kriechend, denn auf dem Fußboden lagen zwei mal vier Ersatztorpedos, doppelt gelagert. Darauf schlief man bei längerer Unterwasserfahrt. Wenn sich zwei begegneten, musste einer wieder zurück, damit der andere durchkam.

Die Kraftstoffbunker waren voll. 150.000 Liter Dieselöl. Der Kommandant inspizierte das Boot und gab das Kommando: „Alle Mann an Bord, klar machen zum Auslaufen, Leinen los, beide E-Maschinen kleine Fahrt voraus.“ In der Schleuse kurzer Halt. An Land spielte eine Musikkapelle: „Denn wir fahren gegen Engeland“, für mich das erste Mal -natürlich mit gemischten Gefühlen. Nach 2 bis 3 Stunden, wir waren schon weit draußen in der Biskaya, kam der Befehl: „Klar machen zum Tauchen! Alle Mann auf Tauchstation! Turmluk schließen! Beide Dieselmotoren stopp! Beide E-Maschinen kleine Fahrt voraus!“ Per Sprachrohr kam von jeder Station die Meldung in die Zentrale: „Alles klar“. In der Zentrale war an jedem Flutventil ein Mann. Der Leitende Ingenieur gab den Befehl: „Fluten“. Wir drehten die Flutventile auf. Ein kurzes Zischen und das Boot war innerhalb von 30 Sekunden unter Wasser. Jetzt gab es für uns in der Zentrale viel Arbeit und es galt, schnell zu handeln. Nach 15 Meter Tiefe sofort die Untertriebszellen ausblasen, denn sonst sackt das Boot wie ein Stein in die Tiefe. Die Untertriebszellen sind bei Überwasserfahrt voll und dienen nur zum schnellen Tauchen. War dies erledigt, musste das Boot ausgetrimmt werden, das heißt, war es vorne zu schwer, also kopflastig, musste Wasser nach hinten gepumpt werden; oder umgekehrt. War das Boot zu schwer, mußte aus den Regelzellen Wasser gepumpt werden, bis das Boot in einem sogenannten Schwebestand war. Dann wurde nur noch mit den Tiefenrudern auf die vom Kommandant befohlene Tiefe gesteuert. Wir waren auf 80 Meter Tiefe, ein herrliches Gefühl der Ruhe, kein Dieselmotorenlärm. Vor allem kein Seegang, und die E-Maschinen liefen geräuschlos. E-Maschinen deshalb, weil sie unter Wasser als Antriebsmotoren für die Schiffsschrauben und bei Überwasserfahrt als Generatoren zur Stromerzeugung für die Batterien an die Dieselmotoren angekuppelt wurden. Wir blieben noch bis zum Abendessen getaucht. Nach zwei Stunden tauchten wir

auf, denn wir hatten Befehl Richtung USA, um dort Geleitzüge abzufangen bzw. zu versenken; und bis dort hin war es noch ein weiter Weg! Inzwischen hatten wir mit der vollen Wucht des Atlantik zu kämpfen. Ich hätte nie gedacht, dass Sturm und meterhohe Wellen ein Schiff so stark durchschütteln können! Denn über Wasser waren wir ein normales Schiff, allerdings mit fünf Meter im Durchmesser und ca. 70 Meter Länge ein sehr kleines. Die Brückenwache auf dem Turm war am ärmsten dran, denn die meterhohen Wellen drückten das Boot öfters einige Meter unter Wasser. Zum Glück waren alle Mann angeschnallt. Aber die Luft mussten sie anhalten bis das Boot wieder aus den meterhohen Wellen herauskam. Hatten sie das Turmluk nicht rechtzeitig zugeschlagen, standen wir in der Zentrale im Wasser. Durch das Turmluk kamen gleich einige 100 Liter Wasser herunter... Einmal hat es einen Kameraden böse erwischt. Bei der Wachablösung im Dieselmotorenraum hatte er den Halt verloren und flog von einem Motor zum anderen; Endergebnis: Rippenbrüche und natürlich Totalausfall. Ein anderer musste seine Wache mit übernehmen. Auch ich musste den Dienst zusätzlich für einen Kameraden übernehmen, der nicht zuverlässig war, was mich nicht gerade erfreute...

Meine erste Feindfahrt dauerte 8 Wochen. Dabei bekam ich den Seekrieg zum ersten Mal gleich richtig zu spüren. Unsere Torpedos trafen ihr Ziel, aber was dann kam war die Hölle. Unter Wasser waren wir praktisch hilflos in unserer Stahlröhre den Wasserbomben ausgesetzt. Explodierten sie unter uns, gab es jedes Mal einen Schlag in die Knie und das Boot verlor einige Meter an Tiefe. Detonierten sie links oder rechts, wurden wir durchgeschüttelt wie ein Spielball. Dabei wog unser Boot immerhin über 600 Tonnen. Ich habe die Stunden des Bombardements nicht gezählt; in so einer Situation vergisst man Zeit und Raum und denkt nur noch: Hoffentlich kommen wir da heil heraus. Wir hatten Glück, dass die Wasserbomben nicht zu nahe am Boot explodierten und wir uns verhältnismäßig schadlos aus der Gefahrenzone davon schleichen konnten. ...Die Zerstörer waren unsere größten Feinde. Sie waren sehr schnell und wendig und hatten eine Unmenge Wasserbomben an Bord... Wahrscheinlich dachte unser Gegner, er hätte uns getroffen oder er musste zurück zu seinem Geleitzug, den er ja beschützen musste. Wir hörten in der Ferne Torpedoexplosionen. Es mussten noch andere Boote an dieser Geleitzug-Schlacht beteiligt gewesen sein. Die Detonation von Wasserbomben und Torpedos konnte man gut unterscheiden, denn unter Wasser hört man alles meilenweit. Deshalb durften wir uns auch nur flüsternd unterhalten und jedes Geräusch mussten wir vermeiden. Diese Akustik ist für den Laien kaum vorstellbar. Wir blieben noch 24 Stunden getaucht, um ja sicher zu gehen. Es gab natürlich auch viel Arbeit bis das Boot wieder in Ordnung war. Dann endlich auftauchen. Oh, wie gut die frische Luft war! Und dann Kurs Heimat, denn wir hatten nur noch wenige Torpedos. Der Dieselmotorkraftstoff war auch zu zwei Drittel verbraucht. Wieder glücklich im Stützpunkt eingelaufen, Musikempfang. Wimpel am Sehrohr von versenkten Schiffen bezeugten den Erfolg dieser Feindfahrt. Die Begrüßung im Hafen war immer das Schönste und ließ uns alle Strapazen vergessen...

Wir hatten wieder festen Boden unter den Füßen. Mit einem Bus fuhren wir in unser Quartier in einem älteren Hotel. Das erste war unter eine Dusche und frische Kleidung anziehen; und dann Haare schneiden und Bart abrasieren. Jetzt fühlten wir uns wieder wohl. Die Post von zu Hause war auch schon verteilt. Anschließend wurde die Rückkehr gefeiert. Die Hälfte der Besatzung bekam gleich Heimaturlaub. Ich war bei der zweiten Hälfte. Das war verständlich, da ich ja zu den jüngeren Besatzungsmitgliedern zählte. Aber Vorfreude ist bekanntlich die schönste Freude. Und zehn Tage später hatte auch ich meinen Urlaubsschein. Nach über einem Jahr wieder nach Hause zu Muttern! Natürlich mit einem vollem Seesack schmutziger Wäsche. Die Freude zu Hause war groß. Ich musste viel erzählen...

Aber zehn Tage, wovon zwei Tage für An- und Rückfahrt abgingen, waren doch etwas kurz. Im Stützpunkt angekommen, begann wieder normaler Dienst auf dem Boot. Die Werftarbeiter hatten die Reparaturen beendet. Sogar der rote Teufel am Turm war frisch gestrichen. Torpedos waren auch schon an Bord, die Treibstoffbunker gefüllt. Also wird's bald wieder heißen: „Leinen los“.

Beim Abendessen wurde bekanntgegeben: Morgen um acht Uhr in Uniform im Hof antreten zum Morgenappell. Ich dachte: was ist nun los, so etwas gab's noch nie. Am anderen Morgen war die Überraschung da: Unser neuer Kommandant stellte sich mit Dienstgrad und Name vor. Er machte einen sehr guten Eindruck auf uns... Bei allen weiteren Feindfahrten kamen wir uns immer näher. Als erstes habe ich ihm einen kleinen Teufel aus Messingblech ausgesagt für seine weiße Kapitänsmütze. Das ging nur in getauchtem Zustand, bei Seegang wäre so etwas nicht möglich gewesen. Davon musste ich noch mehrere anfertigen, weil wir wieder einige Neuzugänge an Bord hatten. Wir trugen alle an unseren Mützen oder Käppis das Bootsabzeichen. Es war zwar gegen die Vorschrift, aber niemand hat daran Anstoß genommen. Wir U-Bootsfahrer waren eben eine Sondereinheit der Marine.

Zwei Tage später: alles klar zum Auflaufen zur nächsten Feindfahrt unter dem Kommando unseres neuen Kommandanten. Für viele Boote war es ein Abschied für immer, denn 1943 begann das große Sterben der einstmals so gefürchteten Jäger. Plötzlich waren wir die Gejagten. Durch die neue Funkpeilung des Gegners waren wir machtlos. Die Luftüberwachung des Gegners wurde immer besser. Wir waren noch nicht aus der Biskaya, da fing es schon an. Ortung durch Flugzeug. Durch eine zusätzliche Spezialantenne konnten wir dies wahrnehmen. Die Spezialantenne nannten wir Biskayakreuz. Aber sie hatte einen großen Nachteil. An einer zwei Meter langen Stange musste ein Mann auf dem Turm dieses Kreuz festhalten und in alle vier Himmelsrichtungen drehen. Bei Alarm war größte Vorsicht geboten. Die Antenne war sehr empfindlich und musste vor Beschädigung geschützt werden. Sie wurde in die Zentrale herintergereicht. Dort nahm ich sie in Verwahrung bis der Erste vom Turm herunterkam. Dieser hielt die Antenne fest, da ich ja sogleich die Flutventile zum Tauchen bedienen musste. Da war höchste Eile geboten, denn wir konnten wohl die Ortung, aber nicht die Entfernung feststellen. In einem sehr steilen Winkel runter auf 80 Meter und warten bis es kracht. Meist fielen die Bomben nicht zu nahe. Unser Kommandant steuerte das Boot gleich in eine andere Richtung, um so eine Täuschung der letzten Position herbeizuführen. Es waren aber nicht nur Flugzeuge, die wir fürchteten, noch mehr Kummer bereiteten uns die Zerstörer. Sie waren sehr schnell und wendig, und hatten auch eine Unmenge Wasserbomben an Bord. Sie blieben Stunden in unserer Nähe. Das hieß für uns: Mäuschenstill verhalten, ja keine unnötige Bewegung und nur flüstern. Also absolute Ruhe und warten auf das Ende oder auf das Glück. Wir hatten wieder einmal Glück. Wir fühlten uns immer noch als Jäger. Unsere Torpedos trafen immer noch. Wir hatten schon die neuesten Modelle, d.h. diese Torpedos suchten nach dem Abschuss das Ziel selbst. Sie orientierten sich dabei an den Geräuschen, die ein Schiff verursacht. Für uns bedeutete dies allerhöchste Vorsicht beim Abschuss: alle Maschinen Stopp, äußerste Ruhe im Boot. Sonst bestand die Gefahr, dass der Torpedo zum Kreisläufer wird, d.h. er kommt in einer kreisförmigen Bahn zurück und trifft das eigene Boot. Es ist wohl einigen Boote so ergangen. Das Zittern ging weiter und zu allem Übel durften wir laut Funkspruch unser Biskayakreuz nicht mehr verwenden, weil es selbst nicht abstrahlungsfrei war. Die Stimmung an Bord war dementsprechend auf Null gesunken. Mit dem Proviant ging es auch langsam zu Ende. Unser Smutje, der Koch, musste einteilen und sparen, wo es nur ging. Wir warteten sehnsüchtig auf einen Funkspruch, der da heißt: Zurück in den Stützpunkt. Unser Brot war total verschimmelt, mit dem Messer holten wir das Innere heraus... Auf der letzten Speckseite und

den paar Dauerwürsten war millimeterdicker Schimmel. Das Schlimmste kommt noch und keiner wusste, wie es passiert war: unsere Kartoffelvorräte waren verseucht vom Dieselöl. Hunger hatten wir ja alle und so war unser einziger Gedanke: hoffentlich werden wir nicht krank davon, denn personelle Ausfälle hätten wir uns auf längere Sicht nicht leisten können. Nach zehn Wochen konnten wir unseren Kompaß Richtung Heimat stellen, d.h. in unseren Stützpunkt nach Frankreich. Noch zwei Wochen mit dem wenigen Proviant haushalten. Nach 12 Wochen endlich in der Schleuse von St. Nazaire. Kurze Begrüßung und das schönste war: Post von zu Hause wurde gleich verteilt. Vergessen waren die Strapazen, wir waren ja noch einmal davongekommen...

Nach dieser Feindfahrt bekam ich meinen ersten Orden, das U-Boot-Kampfabzeichen. Voller Stolz trug ich es an meiner Uniform. Dieses Mal bekam ich gleich Heimaturlaub und freute mich riesig, denn ich war nun kein Heimat-Soldat mehr ohne Kriegsauszeichnung. Ich konnte was erzählen und das zählte in der Heimat. Bei uns im Schwarzwald gab es ja selten Matrosen. Als ich von den Stürmen und haushohen Wellen erzählte, wie es uns im Boot durchgeschüttelt hat, wollte man es mir nicht glauben. Ich sah es an den Gesichtern... Zu Hause habe ich mich von den Gasthäusern ferngehalten, wollte mich nicht ausfragen lassen. Ich hatte auch Besseres zu tun. Ich ging mit meinem Schwager auf die Jagd. Und da hatte ich ja noch meine Freundin, mit deren Eltern ich mich sehr gut verstand. Und überhaupt wollte ich zu Hause meine Ruhe haben....

Ich komme nun zu meiner letzten Feindfahrt. Frühsommer 1944, Auslaufen wie immer, die Musik spielte, „Denn wir fahren gegen Engeland“ und keiner hörte mehr recht zu. Ich dachte für mich, die spielen Musik und wir mit dem Leben... Wir waren noch in der Biskaya, also kaum zwei Tage auf dem Meer, da fing es schon an mit Fliegeralarm. Die Luftüberwachung des Gegners war für uns fast unglaublich. Wir mussten bei Nacht auftauchen, um unsere Batterien zu laden. Die Uhr zeigte Mitternacht, die Dieselmotoren sprangen gleich an und hämmerten bei großer Fahrt. Das ganze Boot vibrierte, es waren ja zweimal 3000 PS. Wir waren kaum eine Stunde oben, rief unser Funker: „Ortung“. Ein Flugzeug oder Kriegsschiff hatte uns durch seine Funkpeilung ausgemacht. Alarm, tauchen und warten. Diese letzte Feindfahrt von unserem Boot war nur noch ein einziges Katz und Mausspiel; und das 12 lange Wochen. Nach acht Wochen, wir waren im Nordatlantik und sollten einen Geleitzug abfangen bzw. angreifen. Den Geleitzug haben wir wohl entdeckt, aber ein gegnerischer Zerstörer auch uns. Wir kamen nicht zum Torpedoabschuss. Dafür der Gegner um so mehr mit seinen Wasserbomben. Dieser gegnerische Kommandant muß ein alter Fuchs gewesen sein, denn er ließ nicht locker. Mit seinem Echolot spürte er uns unter Wasser immer wieder auf. Das Schlimmste, was uns beim Tauchen passierte, da der Zerstörer schon ziemlich nahe war. Wir waren noch keine 30 Meter unten, da krachte es schon, alles fiel durcheinander, Lichtausfall, jeder hielt sich irgendwo fest, manche lagen auf dem Boden. Wasserbomben detonierten über uns und drückten das Boot auf 150 Meter Tiefe. Durch die Tiefenruder wurde das Boot wieder in die waagrechte Lage gebracht. Das Boot fiel immer tiefer und die garantierte Tauchtiefe lag bei unserem Boot bei 120 Meter. Der kalte Schweiß lag uns auf der Stirn. Viele hatten sich schon abgeschrieben, als das Tiefenmanometer 200 Meter anzeigte. Im Boot krachte und knirschte es an allen Spannten und Schweißnähten. Ich dachte für mich: wieso fällt das Boot immer tiefer? Von keinem Raum wurde Wassereintritt gemeldet. Normalerweise bekamen wir das Boot immer mit den Tiefenruder wieder hoch. Ich mußte einen guten Schutzengel an meiner Seite gehabt haben, der mich fast im Unterbewußtsein an das Prüfventil der Untertriebszellen erinnert hat. Ich drehte es, und tatsächlich kam Wasser heraus. Ich rief ziemlich laut zum LI (Leitenden Ingenieur): „Frage Untertriebszellen?“ Er ganz erschrocken: „Sofort ausblasen“. Inzwischen

waren wir auf einer Tiefe von 230 Meter, also doppelt so tief wie die garantierte Tauchtiefe war, angelangt. Der Zentralmaat drehte das Pressluftventil, um das Wasser aus den Untertriebszellen auszublansen, und dann endlich die erlösende Antwort vom Tiefenrudergänger: „233 Meter, Boot steht“. Ganz langsam, Meter um Meter, stieg unser Boot wieder auf 120 Meter Tiefe. Ein einziges Aufatmen ging durch das ganze Boot. Im E-Maschinenraum war der Teufel los. Durch den ungeheuren Wasserdruck von außen wurden die Verkleidungen jeder Antriebswellen so stark an dieselben gedrückt, daß sie anfangen zu glühen. Kabel von den Schalttafeln schmorten, ein augenbeissender Rauch und Gestank; und unter Wasser gibt es keine Entlüftung. Unser E-Maat Alfred Richter hat damals fast Unmenschliches geleistet. Mit seiner beruflichen Erfahrung und mit primitivsten Mitteln hat er es geschafft, die verschmorten Kabel so zu überbrücken, dass das Boot wieder Fahrt bekam und das fast blind bei dem beißenden Rauch. Im Dieselmotorenraum hatten unsere Männer auch alle Hände voll zu tun. Hätte von uns einer einen Schlüssel oder Hammer fallen lassen, wären wir verraten gewesen. Mit ihren Horchgeräten waren sie immer am Lauschen. Auch wir hatten Horchgeräte und konnte oben jede Bewegung feststellen. Hatte der Zerstörer seine Maschinen gestoppt, war bei uns äußerste Ruhe angesagt. Vermutlich hörten sie unsere Schraubengeräusche, obwohl unsere E-Maschinen auf Schleichfahrt liefen. Und wieder detonierten Wasserbomben in unserer Nähe. Unser Kommandant gab im Flüsterton an den Rudergänger immer neue Anweisungen zum Kurswechsel. Wir wollten uns aus der Gefahrenzone davonschleichen, aber der Zerstörer kreiste immer wieder in unserer Nähe und wartete nur darauf, daß wir auftauchten, um uns den Gnadenschuss zu geben. Das ging zwei Tage und Nächte so. Wir blieben noch 24 Stunden unten, um ganz sicher zu gehen. Nach 72 Stunden entschloss sich unser Alter auf Sehrohrtiefe zu gehen. Unser aller Wunsch war, hoffentlich auftauchen, denn die Luft im Boot war schlecht und sauerstoffarm. Bei der kleinsten Bewegung stand mir der Schweiß auf der Stirn. Vom Funkraum kam die Meldung: „Keine Geräusche wahrzunehmen“, Sehrohr ausfahren, unser Alter machte mehrere Rundblicke und gab endlich den Befehl aufzutauchen. Kaum war der Turm aus dem Wasser, Turmluk auf und einige 100 Liter Wasser rauschten in die Zentrale. Aber auch frische Luft. Vom Zerstörer war nichts mehr zu sehen...

Die Dieselmotoren hämmerten, es war wie ein Lied der Auferstehung. Hoffentlich können wir die ganze Nacht oben bleiben. Unser Koch kann uns ein warmes Essen zubereiten, denn unter Wasser ist das Kochen nicht erlaubt wegen Sauerstoffmangel und schlechter Luft... Von unserem Funker erfuhren wir, dass unser Boot den Heimathafen Danzig anlaufen soll. Vom Nordatlantik zurück in die Nordsee. Als wir in der Nähe der norwegischen Küste waren, fuhren wir nur über Wasser, auch bei Tage. Denn dort waren keine gegnerische Schiffe zu befürchten. An Flugzeuge glaubten wir auch nicht, so nahe an der norwegischen Küste. Und doch hat uns eine englische Maschine entdeckt. Sie kam direkt aus der Sonne. Unsere Brückenwache konnte sie erst sehen, als sie bereits über uns war und Bomben fallen ließ. Wir fuhren im Zick zack und schossen mit unseren 2 Zentimeter Kanonen was das Zeug hielt. So konnten wir den Gegner auf Abstand halten. Als das Flugzeug einen sehr großen Bogen um uns machte tauchten wir. Aber das Flugzeug war schneller und konnte die Tauchstelle ausmachen und ließ Wasserbomben fallen. Diese detonierten unter unserem Boot und wir waren wieder oben. So schnell kann gar kein Fahrstuhl fahren. Immerhin hatte unser Boot ein Gewicht von 650 Tonnen. Natürlich wieder neue Beschädigungen, die schlimmste davon war, dass das Seitenruder klemmte, und wir im Kreis herumfuhren. Also wieder elektrotechnische Beschädigungen. Als das Flugzeug nach 2 Stunden außer Sicht war, tauchten wir und dachten, dem wird das Benzin schon ausgehen und er fliegt zurück. Aber schön vorbei gedacht. Wir waren auf einer Tiefe von 80 Meter, als plötzlich links und rechts



Wasserbomben detonierten, vermutlich haben wir dadurch etwas Öl verloren und der Pilot glaubte, dass er uns versenkt hatte, was sich nach dem Krieg als Irrtum herausstellte. Der Name des Piloten: Tim Moran. Er hat nach dem Krieg nachgeforscht und unseren Kommandant ausfindig gemacht. Durch gegenseitigen Briefwechsel und auch spätere Besuche haben die beiden sich angefreundet und alles vergessen... Nach einigen Tagen liefen wir den nächsten Hafen in Norwegen an, es war Bergen. Endlich wieder normal essen und frisches Brot. Wir hatten alle wieder Geburtstag, so kam uns das vor. . . .

Nach dem Essen erfuhren wir, dass das die letzte Feindfahrt unseres Bootes gewesen war. Es war ja fast nur noch ein Schrotthaufen! Nach ein paar Tagen kamen unsere Seesäcke aus unserem Stützpunkt aus Frankreich an. Wir hatten wieder unsere blauen Uniformen und konnten endlich an Land, das heißt in die Stadt Danzig, denn mit unseren U-Bootsklamotten durften wir den Hafen nicht verlassen. Heimaturlaub gab es auch nicht. Was geschah mit uns? Unser E-Maat Alfred Richter und ich mussten uns beim Kommandanten melden. Er erklärte uns: „Ihr beide seid Offiziersanwärter und kommt auf den nächsten Lehrgang.“ Am nächsten Tag fuhren wir zusammen nach Gotenhafen zum dortigen Flottillenchef. Ich wurde zunächst abkommandiert nach Oxhöft, einem kleinen U-Bootstützpunkt. Ich musste keinen Dienst tun, ich war einfach nur da. Endlich, nach ein paar Wochen, Marschbefehl nach Kiel auf die Schule. Nun ja, jetzt geht das Büffeln wieder von vorne los, dachte ich, aber die Herren dort machten überhaupt keine Anstrengung mehr. Der Krieg war ja sowieso schon verloren. Es war Ende 1944 und die Obrigkeit wusste eher Bescheid als wir. Einige Wochen später wurde ein Maschinen-Maat und ich abkommandiert nach Neustadt. Dort war auch eine Schule für Offiziere und dort war dasselbe Theater wie in Kiel. Wir Lehrgangsteilnehmer wurden immer weniger. Einer nach dem andern wurde abkommandiert. Kurz vor Weihnachten traf es auch mich. Marschbefehl nach Hamburg - Finkenwerder. Dort wohnten wir auf einem Wohnschiff und wurden eingeteilt zur Baubelehrung bei Blohm und Voss auf ein neues Boot. Ich glaube, es war Typ 21. Ein sehr kleines U-Boot mit nur 14 Mann Besatzung. Den Kommandanten habe ich nur einmal gesehen. Noch sehr jung, vermutlich in meinem Alter, also etwa 24 Jahre. Die übrige Besatzung alles Matrosen zwischen 17 und 19 Jahren. Sie kamen frisch von der U-Boots-Schule. Wir beide waren die einzigen mit Fronterfahrung und gingen jeden Abend zusammen aus. Bei jedem Glas Bier legten wir einen Schwur ab ! HOFFENTLICH wird dieses Boot nie fertig. Ehrlich gesagt, wir hatten einfach Angst, mit einer unerfahrenen Besatzung auszulaufen. Unser Schwur hat geholfen. Immer wieder Verzögerungen durch Luftangriffe. Die Wochen vergingen. Februar 1945. Der übliche Morgenappell und Dienstenteilung. Dabei kam mir ein Leutnant sehr bekannt vor. Nach dem Weggang sprach ich ihn an. Er erkannte mich zuerst. „Mensch Kurt, was machst du hier?“ Ja dasselbe fragte ich ihn auch. Wir hatten zusammen die gleiche Lehre, die gleiche Berufsschule, in der gleichen Firma gearbeitet und wohnten zu Hause nur 6 km auseinander. Er nahm mich mit auf sein Zimmer und der Tag war gelaufen. . . . Mit dem neuen Boot in der Werft lief auch nichts mehr. Es fehlte an allen Ecken und Enden. Ab und zu kamen ein oder zwei Werftarbeiter und schauten nach, was noch alles fehlt. Ende März bekam ich den Marschbefehl nach Kiel. Es war ein Auffanglager für Frontboote. Ich hatte das Glück auf meiner Seite, auf keinem der Boote war Bedarf für eine Auswechslung. So verstrichen die Tage und Wochen. Wir durften nur nicht in die Nähe des Bahnhofs. Dort war Tag und Nacht die Militärpolizei. Wir nannten sie Kettenhunde. Sehr schnell hat sich herumgesprochen, dass diese alle Soldaten, egal welche Farbe ihre Uniform hatte, mit oder ohne Urlaubsschein, verhaften und irgendwo an die Ostfront schicken. Also war Vorsicht geboten. Die Fliegerangriffe wurden immer zahlreicher, auch bei Tage und die Häuser immer weniger. Eines Tages, es war Ende April, keine Bomben mehr, nur noch Jagdflugzeuge, aber

nicht die Unseren. Bald darauf rollten die ersten englischen Panzer durch Kiel. Weil wir von der Marine keine Waffen trugen, hatten wir auch nichts zu befürchten. Wir blieben in unserer Kaserne und ließen alles auf uns zukommen. Erst am nächsten Tag kamen die englischen Besatzer und nahmen uns mit. Es gab keine Probleme, weil wir ja keine Waffen hatten. Ein paar Tage mussten wir arbeiten, Straßen aufräumen, die Steine von den zerbombten Häusern wegräumen; und das für ein Stück Brot am Tag. Eines Tages kam ein englischer Oberst zu uns und sprach in fehlerlosem Deutsch: „Alle ehemaligen U-Bootsfahrer vortreten“. Ich überlegte, ob ich vortreten soll oder nicht. Es hatte sich herumgesprochen, wir sollten wieder eingesetzt werden: gegen Japan. Meine Unentschlossenheit hat nichts genützt. Wir mussten alle unser Soldbuch herzeigen und da stand es ja schwarz auf weiß drin: UN-13337, das heißt U-Boote Nordsee und meine Stammrollennummer.

Meine Angst war umsonst. Ich traute meinen Ohren nicht, was der englische Oberst wörtlich sagte: „Ihr U-Bootsfahrer habt fair gekämpft, aber wir brauchen die Kaserne für uns, packt eure Sachen, ihr werdet verlegt.“ Nun begann der große Marsch durch Kiel mit dem schweren Seesack auf dem Rücken. Außerhalb von Kiel runter von der Straße, auf Feldwegen ging es weiter bis es dunkel wurde, alle auf eine Wiese zu. Übernachten, keiner wusste, wo wir jetzt waren, da wir an keinem Ortsschild vorbei kamen. Am anderen Morgen kam ein Jeep und hat Konserven verteilt, dann ging's weiter. Gegen Mittag eine Stunde Pause. Ich sagte zu einem Bootsmaat: „Ich bin gespannt, in welche Wüste die uns schicken.“ Er antwortete: „Wir sind in der Nähe von Laboe, ich habe kurz den Turm vom Marineehrenmal gesehen.“ Nach kurzer Pause ging's weiter an Laboe vorbei nach Stein, ein kleines Dorf an der Ostsee. Dort wurden wir auf die einzelnen Bauernhöfe verteilt. Die mussten ihre Scheunen für uns zur Verfügung stellen. Nun waren wir wenigstens unter Dach und keinem Wetter mehr ausgesetzt. Nur mit etwas Eßbarem konnte uns niemand helfen. Vor lauter Müdigkeit legten wir uns aufs Stroh und schliefen uns aus. Am anderen Morgen kamen Engländer und brachten uns Brot. Die Engländer kamen nur einmal am Tag, um nachzuschauen, ob wir noch vollzählig waren. Wir waren keine Gefangene, sondern nur interniert. Das machte uns stutzig, denn im Dorf ging die Parole um: die Engländer brauchen uns noch für den Endsieg gegen Japan. Ob dies der Wirklichkeit entsprach, entzieht sich meiner Kenntnis. Gott sei Dank kam es nicht so weit. Mit dem Essen haben wir uns zusätzlich selber geholfen. In der Ostsee gab es genügend Krebse, die sich leicht fangen ließen. Und Sojabohnen, die wir heimlich auf den Feldern organisiert haben. Nach ein oder zwei Wochen kam mir der Gedanke, ich könnte ja mal heimlich nach Kiel. Dort hatte ich einen Freund in der Feldbäckerei. Wenn ich Glück habe, kann ich vielleicht zusätzlich Brot organisieren. Und ich hatte Glück. Früh morgens, als es noch dämmerte, machte ich mich auf den Weg. Über freies Gelände schlich ich nach Laboe in den Fischerhafen auf ein Schiff, das nach Kiel fuhr. Dort traf ich meinen Freund und er besorgte mir 4 große Brote in einem Rucksack. Das war ein kleines Himmelreich, wenn man Hunger hat. Mein Schiff fuhr aber erst um 18 Uhr zurück nach Laboe. Die Ankunft in Laboe war 10 Minuten vor 20 Uhr; und um 20 Uhr war Sperrstunde. Ich kam gerade noch bis zum Friedhof. Alles war ruhig und ich legte mich zwischen die Gräber, den Rucksack als Kopfkissen und schlief ein. Natürlich mit gemischten Gefühlen. Im Morgengrauen schlich ich mich wieder nach Stein zu meinen Kameraden und gleich ging's ans Verteilen der Brote. Dieses Unternehmen habe ich dann dreimal wöchentlich gemacht. Einmal wäre es beinahe schief gegangen. Als ich wieder zwischen zwei Gräbern lag, hörte ich plötzlich fremde Stimmen. Es war eine englische Streife mit einem Hund. Mir stand der Schweiß auf der Stirne, doch da fiel mir ein, daß ich in meiner Tasche ein kleines Fläschchen Parfüm aus Frankreich für meine damalige Freundin hatte. Das habe ich um mich herum gespritzt. Dadurch hat wahrscheinlich der Hund seine

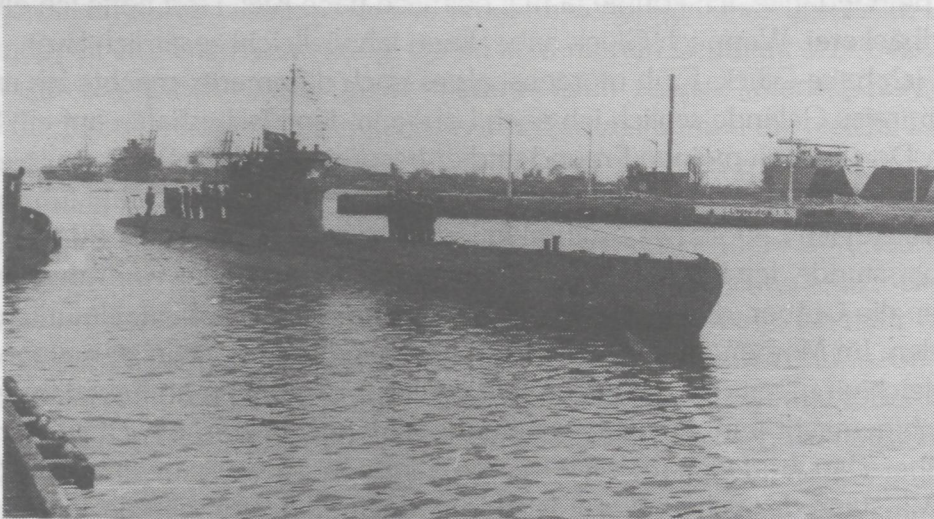
Witterung verloren und ich war die Angst los. Ich gab den Mut nicht auf und machte weiter bis Ende Juli, als wir von der französischen Besatzungszone aufgerufen wurden und ein englischer Offizier uns erklärte, daß wir jetzt nach Hause entlassen werden. So lange mussten wir aushalten, denn die Franzosen durften alle ehemaligen Soldaten bis zum 1. August wieder als Kriegsgefangene festnehmen und verschleppen. Durch meine heimlichen Ausflüge nach Kiel, habe ich von der Bevölkerung so manches erfahren. So z.B. die ehemaligen Kriegsgefangenen aus den Ostblockstaaten haben auf den Koppeln Rinder und Schweine wahllos geschlachtet.

Nun zu meiner Entlassung, wir mussten einzeln in ein Zelt und stramm stehen mit Ehrenbezeugung und Name und Dienstgrad. Nachdem wir das Soldbuch abgegeben hatten, wurden wir verhört. Sie suchten nach ehemaligen Kameraden der Dienststelle „Braun“, der Dienststelle Raketentechnik (V1, V2). Aber ich war ja immer U-Bootsfahrer. Von einer schönen Engländerin geschrieben bekam ich meinen Entlassungsschein, einmal normal, aber der andere machte mich stutzig. Ich war registriert im Marineministerium in London. Die Bedeutung kam mir erst 50 Jahre später zum Bewußtsein.

Ich traute meinen Ohren nicht, am Telefon meldete sich das Marineministerium aus London: „Herr Kurt Kraus, sie waren ein Besatzungsmitglied auf dem U-Boot U-552“. Ich bejahte, da ich nichts zu befürchten hatte. Unser Kommandant hatte immer die Seerechtsbestimmungen eingehalten. Irgendwie kam mir das nach 50 Jahren doch seltsam vor. Kriegserlebnisse sollte ich erzählen. Ich war so überrascht und konnte nur antworten, daß es im Moment nicht geht. Ich rief sofort meinen Kommandanten in Flensburg an und wollte wissen, was das soll. Er beruhigte mich und sagte: „BBC London, die große Fernsehgesellschaft, möchte einen Film drehen von ehemaligen U-Bootsfahrern im Zweiten Weltkrieg und deren Erinnerungen, von allen Nationen die daran beteiligt waren! Unser Boot sei eines der erfolgreichsten Boote, das von 1939 bis 1945 den Krieg überstanden hat und ich soll mir die schönen und weniger schönen Stunden nochmals durch den Kopf gehen lassen. „Es wird dir schon noch einiges einfallen, von den damaligen Feindfahrten“.

Curth Kraus

Angeregt durch die Berichte in der „Brücke 95“ hat unser Leser Kurt Kraus uns einen Bericht über seine Kriegserlebnisse in einem U-Boot übersandt. Leider können wir diesen umfangreichen Erlebnisbericht nur stark gekürzt abdrucken.



U 522 beim Einlaufen in den Heimathafen Danzig nach der letzten Feindfahrt

## Auf der Suche nach der Heimat ✓

( Die Geschichte der Familie Gerlach. )

Ein Großteil der Spätaussiedler, die heute zu uns nach Deutschland kommen, sind Russlanddeutsche. Viele von ihnen haben in unserem Bundesland eine neue Heimat gefunden. Darunter ist auch die Familie Gerlach, die im Jahre 1989 hier in Dunningen Einzug hielt, zunächst in der Jahnstraße eine Unterkunft erhielt, nun aber im selbstgebauten Haus am Erlenweg wohnt. Bevor über ihr leidvolles Leben berichtet wird, soll kurz die Geschichte der Russlanddeutschen erzählt werden.

Zwischen Deutschland und Russland gab es seit Bestehen des Russischen Reiches Kontakte. Beide Völker trieben miteinander Handel. In der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts rief die russische Zarin deutscher Abstammung, Katharina die Große, deutsche Siedler ins Land. In einem Manifest von 1763 versprach sie den Siedlern u.a. folgende Vorrechte: 1. Volle Freiheit auf religiösem und schulischem Gebiet; 2. Die Befreiung von Steuern für 10 bis 30 Jahre; 3. Die Befreiung vom Wehrdienst „auf ewige Zeiten“; 4. Kulturelle Autonomie und schließlich 5. kommunale Selbstverwaltung. Diese Siedler sollten die vom Zarenreich neu erworbenen Gebiete, die weitgehend menschenleer waren, erschließen. Diese Gebiete lagen vor allem an der Wolga. So machten sich nach dem Siebenjährigen Krieg viele Auswanderer auf, insbesondere aus Hessen und Baden, vereinzelt auch aus württembergischen Landen. Erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts siedelten aus dem Schwarzwald, der Alb und dem Neckarland mehr Menschen nach Russland aus. Sie wollten, da die Verhältnisse in der Heimat in Folge der napoleonischen Kriege schlecht waren, in der Ferne ihr Glück versuchen. Zar Alexander hatte ihnen ähnliche Privilegien versprochen wie Zarin Katharina. Allein im Jahre 1803 und 1804 führte ein russischer Kommissar 6000-7000 Deutsche von Ulm aus auf der Donau nach Südrussland. Eine weitere Ausreisewelle ist in den Hungerjahren 1816/17 zu verzeichnen. Gründe dafür waren hauptsächlich Nahrungsmangel, Vermögenszerfall und eben allgemeine Hoffnung auf ein besseres Leben. Zunächst aber mussten sie eine lange und entbehrungsreiche Reise antreten, nicht alle kamen in der neuen Heimat an, rund die Hälfte starb.

Eine weitere Epoche in der Geschichte der Deutschen in Russland war die Gründung der „Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik der Wolgadeutschen“, wie der offizielle Name lautete, im Jahre 1924. Sie umfasste ein Gebiet von 28.200 qkm und hatte im Jahre 1938 rund 700.000 Einwohner, zwei Drittel davon waren Deutsche. Vierhundert Schulen und 5 Hochschulen sorgten dafür, dass die deutsche Sprache und die deutsche Kultur lebendig blieben. Doch die ganze Herrlichkeit hatte mit dem deutschen Angriff auf die Sowjetunion 1941 ein jähes Ende. Die autonome Republik wurde aufgelöst, die deutschstämmige Bevölkerung in asiatische Landesteile verschleppt. Nun waren sie sozusagen Strafgefangene. Dies änderte sich erst, als der erste deutsche Bundeskanzler Konrad Adenauer 1955 diplomatische Beziehungen zur Sowjetunion aufnahm. Nun wurden eine Reihe von Beschränkungen für die Deutschen aufgehoben, sie durften jetzt z. B. innerhalb der Sowjetunion reisen oder auch umziehen, allerdings nicht in ihre frühere, die angestammte Heimat. Heute leben noch knapp zwei Millionen Deutsche in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion, davon 850.000 in Kasachstan. Sie leben dort als Kolchosebauern oder oft auch als begehrte Facharbeiter. Viele von ihnen wünschen nach wie vor, nach Deutschland auszusiedeln, obwohl die Bundesrepublik gewisse Quoten für einreisende Aussiedler festgelegt hat und auch versucht, Anreize für ein Verbleiben in den GUS-Staaten zu schaffen.

Nach diesem kurzen und auch unvollständigen Abriss der Geschichte der Russlanddeutschen, wenden wir uns dem Schicksal unserer Familie Gerlach zu. Frau Maria Gerlach, geb. Sali, ist am 26.7.1932 in der Ukraine in der Nähe von Odessa geboren. Sie gehört also zu der Gruppe der <Schwarzmeerdeutschen>, während ihr Mann, Johannes Gerlach, geb. m 17.9.1928 in Saratow, zu den Wolgadeutschen gezählt wird. So war auch zunächst ihr Schicksal und ihr Leidensweg verschieden, bevor sich Maria und Johannes nach dem Krieg (1951) in einem sibirischen Lagerdorf kennen lernten und heirateten. Die Eltern von Frau Maria lebten in einem kleinen Dorf relativ glücklich und zufrieden. Der Vater war Schmied, die Mutter betrieb eine kleine Landwirtschaft mit 3 Pferden, einigen Milchkühen, mit Hühnern, Schweinen und Schafen. In diesem Dorf lebten nur Deutsche, in der Nachbarschaft gab es weitere solcher Dörfer. Man redete nur deutsch, russisch lernte man erst in der Schule als Fremdsprache. Im Dorf gab es damals noch keinen elektrischen Strom, Gaslaternen beleuchteten abends die Stube. Das Mädchen Maria hat gleich nach der Geburt die katholische Nottaufe erhalten, da unter Stalin keine Religionsausübung möglich war. Es gab auch nirgendwo einen Popen ( Pfarrer ). Als aber die deutsche Wehrmacht diese Gegend eroberte, kamen auch einige Priester. Maria wurde dann 1941 im Alter von 9 Jahren getauft und ging 1943 zur Erstkommunion. Als dann 1944 die Deutschen den Krieg < verspielt > hatten und die russischen Heere immer näher rückten, wurden die Schwarzmeerdeutschen in den Warthegau umgesiedelt, um dort das von Hitler eroberte Gebiet mit Deutschen zu bevölkern. Innerhalb von 24 Stunden, so erinnert sich Frau Maria, wurde ein Treck zusammengestellt, der sich mit der geschlagenen Armee auf den Weg in den Westen machte. Mit großem Grausen und mit Abscheu erinnert sich Frau Gerlach noch heute an diesen Fußmarsch, der vom März 1944 bis in den Juli 1944 dauerte. Links und rechts der verschlammten und sumpfigen Straßen lagen Leichen von gefallenen Soldaten, verhungerten Kindern, gefolterten und vergewaltigten Frauen, Kadaver verendeter Pferde und liegen gebliebene Panzer und Militärlastwagen. Auf den mitgeführten Pferdewagen hatte man in aller Eile die wichtigsten Habseligkeiten geladen, Platz war nur abwechslungsweise für die Kinder oder die Großmutter. Mehr oder minder zufällig überstand man die Beschießungen und Bombardierungen der russischen Armee und kam im Sommer in der neuen < Heimat > an. Doch auch dort war keine Bleibe. Kaum hatte man sich einigermaßen häuslich eingerichtet, musste die Familie wiederum weiter nach Westen fliehen, denn die Rote Armee war auf ihrem Siegeszug nach Westen nicht mehr aufzuhalten. Mit dem Einspanner kam man bis nach Roßleben, einem Dorf nördlich von Weimar. Dort erlebte man den Einmarsch der Amerikaner. Nach einigen Monaten aber räumten die Amerikaner dieses Gebiet und überließen es den Russen. Roßleben lag nun in der Sowjetischen Besatzungszone. Als die russischen Militärbehörden versprachen, dass sie nun wieder in die ursprüngliche Heimat zurückkehren könnten, bestieg man, beladen mit den noch verbliebenen Habseligkeiten, den Zug in Richtung Osten. Man landete aber nicht in der alten Heimat, sondern nach einer langen und entbehrungsreichen Fahrt quer durch die gesamte Sowjetunion bis nach Wladiwostok, teilweise in Viehwaggons zusammengepfercht, im Dezember 1945 in Sibirien ( Nähe Krasnojarsk ). Unterwegs wurde der Familie alles weggestohlen, einschließlich wichtiger Dokumente. Bei der Ankunft im sibirischen Lagerdorf hatte die Familie Gerlach nur noch das, was sie auf dem Leib trug. Sie waren in einem Straflager gelandet, durften diesen Ort nicht verlassen und mussten sich einmal im Monat bei der Kommandantur melden. In diesem Lager waren die Arbeits- und Lebensbedingungen katastrophal und die Überlebenschancen sehr gering. „Es war wie in einem Gefängnis“, meint Frau Gerlach. Um etwas zum Essen zu haben, mussten sie z.B. unter der 1m hohen Schneedecke nach Kartoffeln graben. Mit einem Beil bearbeiteten sie bei 40° Kälte den gefrorenen Boden. Tatsächlich gelang es ihnen, einige

Kartoffeln auszugraben. Sie lebten dort in einem Raum von etwa 30 qm mit drei anderen Familien zusammen, insgesamt 11 Personen. Die Russen akzeptierten die Deutschen nur beim Arbeiten, sonst wurden sie als <Faschisten> beschimpft, die den Krieg angezettelt hätten. Auf Bildern wurden die Deutschen mit Hörnern auf dem Kopf und Schwänzen dargestellt, ähnlich wie die Wikinger. Der Hass war groß. Es gab keine Feste und wenig Geselligkeit. Sie lebten in ständiger Angst und hatten zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel. Doch lernte Maria in diesem Arbeitslager ihren Mann, Johannes Gerlach, kennen, der als Wolgadeutscher schon zu Beginn des Krieges zwischen dem Hitlerreich und der Sowjetunion in einem Viehwagen nach Sibirien deportiert worden war. Er arbeitete im Lager als Schmied in einer Reparaturwerkstätte für landwirtschaftliche Maschinen. Sie heirateten 1951 weltlich, die kirchliche Trauung konnte erst 1959 in aller Heimlichkeit nachgeholt werden. Eine neue Zeit begann 1955 nach der Moskaureise Adenauers. Jetzt hatte man etwas mehr Freiheit und durfte auch anderswo hinziehen, allerdings nicht in die alte Heimat. Das Ehepaar Gerlach entschloss sich 1959, das unwirtliche Sibirien zu verlassen und in das wärmere Kirgisien zu ziehen. Im Zug legten sie diese weite Reise zurück und waren glücklich, dort von der Sowchose (= landwirtschaftlicher Betrieb im Eigentum des Staates) für die Familie, die inzwischen auf vier Personen (1 Sohn und 1 Tochter) angewachsen war, eine Ein-Zimmer-Wohnung mit Küche zu erhalten. Frau Gerlach arbeitete im Weinberg der Sowchose und Johannes Gerlach als Schmied. Dort in Kirgisien wurden dem Ehepaar Gerlach auch zwei weitere Söhne geboren. Im Jahre 1972 zog die Familie in ein größeres Dorf um. Dort bauten sie ein Haus. Außerdem hofften sie, in Stadtnähe eine bessere Ausbildung für die Kinder zu erhalten. Doch auch hier merkten sie bald, dass man als Deutscher kaum Chancen hatte, in eine höhere Schule aufgenommen zu werden oder einen guten Ausbildungsplatz zu erhalten. Die kirgisischen Kinder wurden überall bevorzugt, dann kamen die russischen Kinder zum Zuge, dann die anderen Jungen und Mädchen der dort wohnenden Völker der Sowjetunion, dann, an letzter Stelle, die Deutschen. Auch die Kirgisen schauten mit Verachtung auf die Deutschen herab und verspotteten sie wegen ihres Fleißes und ihrer guten Arbeit. „Die dummen Deutschen bauen schöne Häuser, um doch später das Land zu verlassen und nach Deutschland zu ziehen“, so etwas oder ähnliches hat der jüngste Sohn Johannes öfters gehört. Frau Gerlach arbeitete nun als Putzfrau in einer Schule, Herr Gerlach ging seinem Beruf als Schmied weiterhin nach. Der jüngste Sohn besuchte nach der 8jährigen Schulzeit (1 Stunde Deutschunterricht/Woche) die Berufsschule, war dann 1 Jahr in einem Betrieb für Autobau tätig, um dann in die russische Armee eingezogen zu werden. Dort arbeitete er in einer geheimen Militärfabrik. 1984 zog die Familie wieder zurück ins „Weindorf“ und bauten ein zweites Haus. Die Absicht, nach Deutschland auszusiedeln hatten die Gerlachs schon seit 1956. Doch sie wurden immer wieder vertröstet, die Behörden entdeckten in den Ausreisearträgen einen Mangel und lehnten dann die Gesuche ab. Endlich, zu Beginn des Jahres 1989, war es soweit. Sie hatten die langersehnten Papiere in Händen. Von Moskau aus flogen sie Ende Januar nach Frankfurt, kamen dann für 4 Tage in die Bundesaufnahmestelle Nürnberg, von dort nach Rottweil, wo ein Bruder von Frau Gerlach schon seit 1974 wohnt, und dann mit Vermittlung des Sozialamtes in die Wohnung in der Jahnstraße nach Dunningen. Seit 1993 wohnen sie in ihrem eigenen Haus, das sie weitgehend in Eigenarbeit errichteten, im Erlenweg. Die Söhne haben Arbeit gefunden, die Enkel wachsen unter den deutschen Kindern auf und verstehen die russische Sprache nicht mehr. Alle hoffen, dass sie nun hier eine endgültige Bleibe gefunden haben. Das Schicksal der Familie Gerlach wurde hier exemplarisch geschildert. Die anderen Aussiedlerfamilien, die in Dunningen wohnhaft sind, haben einen ähnlichen Leidens- und Schicksalsweg hinter sich. Inzwischen wohnen über 50 deutsche Aussiedlerfamilien in Dun-

ningen, Lackendorf und Seedorf und damit über 200 Personen. Die Kinder besuchen unsere Kindergärten und Schulen. Sie lernen dort ihre Muttersprache, die ihnen dann oft schon besser von den Lippen kommt als ihren Eltern, die ja unter der Knechtschaft der russischen Völker kaum Gelegenheit hatten, deutsch zu lernen. Großvater und Großmutter müssen deshalb noch oft als Dolmetscher für die Eltern und als Lernhelfer für die Enkel fungieren. Der heranwachsenden neuen Generation ist zu wünschen, dass sie ein besseres und glücklicheres Leben haben werden als die Großeltern, die, fragt man sie nach dem Grund der Ausreise, häufig erwidern: „Unsere Kinder und Enkel sollen es einmal besser haben als wir!“

Außer der Familie Gerlach sind seit 1989 noch folgende Familien nach Dunningen gezogen: Familie Edgar Remmele, Familie Jakob Giss, Familie Wilhelm Sachs, Familie Johann Mamberger, sen., Familie Peter Wolf, Herr Peter Wolf, Familie Sergei Fridrich, Familie Eduard Deis, Familie David Pfeifer, Familie Jakob Hauk, Familie Johann Bernhardt, Familie Anton Bechler, Familie Viktor Felske, Familie Friedrich Andrians, Familie Elena Fetter, Familie Gerhard Fetter, Familie Leo Schamberger, Familie Nikolai Filipjew, Familie Wiktor Huk, Familie Valeri Milaschewitsch, Familie Peter Schulz, Familie Gerhard Giebert, Familie Alexei Ochai, Familie Alexander Senn, Frau Rosa Mesmer, Frau Anna Nagel, Familie Johann Mamberger, Frau Margareta Huk, Familie Wladimir Trofimenko, Familie Viktor Remmele, Familie Eduard Wittmaier, Familie Alexander Nungesser, Familie Alexander Astachin, Familie Andre Maier, Familie Waldemar Lebsack, Herrn Wladimir Sachs, Familie Pasi Calina und Albert Bader, Familie Paul Kaiser, Familie Viktor Schwitzgebel, Familie Oskar Eisenmann, Frau Emilia Gerlitz, Familie Nikolai Schremow, Familie Jacek Rudyk, Familie Leonhard Woitke, Herr Stanislaw Wisniowski, Familie Josef Warwas, Familie Johann Becker.



Arbeiterinnen einer Weinbau-Sowchose in Kirgisien  
( unt. Reihe, Dritte von links: Frau Gerlach )





## Luftkampf über Dunningen

Am 24. Dez. 1944, 12.45 Uhr, starteten in Luxeuil 12 Spitfireflugzeuge der Gruppe Nice. Sie hatten den Auftrag, 15 Marauder-Bomber, die vom Flugplatz Lyon-Bron gestartet waren, zu begleiten. Die Bomber sollten einen Angriff auf Eisenbahnanlagen in Tuttlingen fliegen. Am selben Tag um 12.30 Uhr erhielt das Jagdgeschwader 53 „Pik As“ den Auftrag, zweimotorige Verbände im Raum Offenburg abzuwehren. Diese Staffel startete von Malsheim aus. Zu diesem Zeitpunkt hatten die Alliierten die deutsche Reichsgrenze zwar schon an verschiedenen Stellen überschritten, die deutsche Front befand sich aber noch nicht in Auflösung. Hitler entschloss sich sogar, mit den letzten deutschen Kräften einen Gegenangriff zu wagen. Er wollte im Nordwesten bis Antwerpen durchbrechen, um so die alliierte Front im Westen zu spalten. Diese sogenannte „Ardennen-Offensive“ begann am 16. Dez. 1944. Nach anfänglichen Erfolgen geriet der Vormarsch der deutschen Truppen nach und nach ins Stocken. Etwa 250 000 deutsche Soldaten sind bei dieser Offensive gefallen, 1200 Flugzeuge gingen verloren. In diese Endphase des II. Weltkrieges ist also der Luftkampf über Dunningen am heiligen Abend einzuordnen. Alliierte Flugzeuge griffen in diesen Tagen vor Weihnachten Verkehrsziele im Hinterland der Ardennenfront an. Dabei kam es immer wieder zu Auseinandersetzungen mit deutschen Flugzeugen. Einem Buch von Dr. Jochen Prien (Pik As, Hamburg 1991) entnehmen wir, daß am 24. Dez. drei deutsche Fliegergruppen im Einsatz waren. Eine Gruppe operierte im Raum Saarlautern und flog dabei Tiefangriffe auf alliierte Truppenansammlungen bei Hagnau. Eine 2. Gruppe kämpfte im Raum Offenburg und verlor dabei zwei Flugzeuge. Die 3. Gruppe war zu Jagdbomberbekämpfung im Raum Schwarzwald/Vogesen eingesetzt. Bei dieser Gruppe befand sich auch Unteroffizier Otto Jakob, der sich über Dunningen einem Luftkampf mit einem französischen Flugzeug lieferte. Unser Zeitzeuge, Herbert Maier, erinnert sich noch gut an dieses Ereignis: „Ich war damals Ministrant und wollte gerade zur Andacht gehen. Plötzlich bemerkte ich zwei Flugzeuge, die sich offensichtlich verfolgten. Sie kamen von Osten. In Höhe des Berghofes beschloß der Verfolger, ein deutsches Flugzeug, den vorderen Flieger. Beide verloren zusehends an Höhe. Ich konnte noch sehen, wie auf den Tragflächen Funken stoben. Dann aber verlor ich sie aus den Augen. Kurz darauf ging die Sirene herunter. Deshalb nahm ich mit einigen anderen Zuflucht im Luftschutzkeller des Pfarrhauses. - Als Entwarnung gegeben wurde, konnte die Andacht um 13.30 Uhr beginnen. Am 1. Werktag kam gegen 10.00 Uhr Johannes Mauch, der die Pumpstation im Dunninger Wald betreute, mit dem Fahrrad ins Dorf und berichtete von einem Flugzeugabsturz. Sofort machte ich mich auf die Suche. Bald fand ich die Absturzstelle, sie lag etwa 100 m südlich des alten Wasserwerkes. Im Wald roch es stark nach Benzin. Ich entdeckte zunächst das feindliche Flugzeug. Der Pilot trug einen Filzanzug und war in den Trümmern seiner Maschine eingeklemmt. Er hatte einen Einschuß im Hinterkopf. Überall lagen Trümmer herum. Als ich dann weiter in den Wald hineinging, fand ich ungefähr 100 m weiter das deutsche Flugzeug. Der deutsche Pilot, der eine Lederkombi und eine Lederhaube trug, hatte keinerlei Verletzungen. Er lag im Moos. Mir fiel noch auf, daß Teile des Flugzeuges aus Holz waren. Ich vermutete, daß das deutsche Flugzeug beim Luftkampf an einer einzelnen hohen Föhre mit einer Tragfläche hängen geblieben war. Später kamen 2 Kübelwagen, besetzt mit deutschen Militärpolizisten. Sie sperrten das Absturzgebiet ab und beseitigten die Trümmer. Der französische Soldat, an dessen Namen ich mich noch genau erinnere, er hieß Jean-Marie Doillon, wurde von Pfarrer Schmieder auf dem Dunninger Friedhof beerdigt.“

Der deutsche Pilot wurde meiner Erinnerung nach nicht in Dunningen beerdigt, sondern in seine Heimat überführt ( wahrscheinlich Glogau in Oberschlesien).“

In einer französischen Quelle ( Daniel Decot, Pilotes Francais sur l'Alsace et l'Allemagne“) wird unter dem Datum vom 24. Dez.1944 berichtet:“ Vier Siege, aber Leutnant Doillon kehrt nicht zurück. Trotz der zahlenmäßig sehr deutlichen Unterlegenheit konnte die Staffel <Nice> einen unbestreitbaren Erfolg am deutschen Himmel erzielen. Aber diese Siegesserie wurde unglücklicherweise unterbrochen durch das Verschwinden des Leutnants Doillon, dessen letzte Augenblicke man nicht einmal andeutungsweise schildern kann. Sein Flugzeug zerschellte in Dunningen ( BRD ), im Nordwesten von Rottweil gelegen, wo ihn die Deutschen beerdigten. Am 24. Nov.1945 wurde sein Leichnam ins Elsaß überführt.“ So also starben im Dunninger Wald zwei tapfere Soldaten, ein Deutscher und ein Franzose. Das war vor 52 Jahren. Heute leben die Angehörigen der beiden großen europäischen Nationen in Frieden und sind freundschaftlich verbunden. Die Dunninger Eschachschule pflegt seit Jahren eine Partnerschaft mit einer elsässischen Schule. Hoffen wir, dass es zwischen diesen beiden Völkern nie wieder zu kriegerischen Auseinandersetzungen kommt.

Julius Wilbs

Wesentliche Informationen zu diesem Artikel verdanke ich Herrn Siegwart Fleischle, Baiersbronn, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Geschichte des Luftkrieges in unserer näheren und weiteren Umgebung zu erforschen und damit auch die Erinnerung an seine Kameraden wachzuhalten.



Photo : Collection Général Claude MANGIN

*Le lieutenant DOILLON ("NICE") abattu en combat aérien au dessus de l'Allemagne le 24 décembre 1944, après un engagement avec des "Me 109" et des "Fw 190" de la JG 53.*

## Die Brüder Jacobs

Unser berühmter Dunninger Erfinder Jacob Mayer hatte zwei jüngere Brüder, die beide Geistliche geworden sind. Über ihr Leben und Wirken ist in der Dunninger Chronik von Karl Schneider nur zu lesen: „Fidel Maier, geb.1817 ( lt. Auskunft des Diözesanarchivs Rottenburg vom 1.10.1993 ist Fidel am 12. April 1818 geboren ) war Pfarrer in Söchtenau in Bayern. Laut Gemeindebeschluss vom 22.Mai 1892 wurde ihm in Anbetracht der vielen und großen Verdienste während seines 25jährigen segensreichen Wirkens in der Pfarrei Söchtenau am 6. Juni 1892 das Ehrenbürgerrecht verliehen und der Krieger- und Veteranenverein Söchtenau ernannte ihn zum Ehrenmitglied.“ ( 1 )Die Nachforschungen, die der Verfasser in den letzten Jahren unternommen hat, haben aber einige interessante Episoden aus dem Leben des jüngeren der beiden Brüder, Sebastian, ( geb.1821 ) an das Tageslicht gebracht. Über Fidelis ( geb. 1818 ) allerdings konnte nichts Neues in Erfahrung gebracht werden, außer dass er als Ruhestandspriester am 11. Nov. 1892 in Halfing ( Nähe Rosenheim/Bayern ) gestorben ist. Er war also außerhalb unserer Diözese tätig.

Sein Bruder Sebastian Mayer wurde am 20. Januar 1821 in Dunningen geboren. Über seine Kindheit und Jugend, über seinen schulischen Weg und sein Studium ist nichts bekannt, doch ist anzunehmen, dass er die für eine Priesterausbildung notwendigen Schulen und Studiengänge durchlaufen hat, die zur damaligen Zeit vorgeschrieben waren. Auffallend ist aber, dass er erst im Alter von 39 Jahren seine erste Pfarrstelle in Schmalegg ( heute Krs. Ravensburg ) übertragen bekam. ( 2 )Weitere Stationen seines Wirkens waren dann die Pfarreien Ebersbach (damals Oberamt Saulgau ) von 1864 - 1876 und Dürrenwaldstetten ( heute Gemeinde Langenenslingen ) von 1876 bis zu seinem Tod im Jahre 1881. Im Schmalegger Heimatbuch findet sich nur der Name in der Liste der dort tätigen Pfarrherren. ( 3 ) An seiner zweiten Wirkungsstätte, Ebersbach, aber hat er deutliche Spuren hinterlassen. In einer Niederschrift seines übernächsten Nachfolgers ist folgendes zu lesen: „ Den 28. August hat Pfarrer Fischinger die Pfarrstelle Ebersbach angetreten. Die ganze Pfarrgemeinde hat sich an der Feier der Investitur beteiligt, allem Anschein nach hat sich das Bedürfnis nach Frieden in der Pfarrgemeinde recht fühlbar gemacht, nachdem zwischen den beiden vorausgegangenen Pfarrern Mantz und Maier einerseits und ihren Gegnern die heftigsten Zerwürfnisse mehrere Jahre hindurch geherrscht hatten. Was die vorausgegangenen Streitigkeiten betrifft, welche die Gemeinde Ebersbach in einen bösen Ruf gebracht haben, so kann und will der gegenwärtige Pfarrer Fischinger dazu keinen Partei-Standpunkt einnehmen. Ein großer Teil der Pfarrgemeinde nahm keinen Anteil daran. Es wird wohl bei keiner der streitenden Parteien alles Recht und gar kein Unrecht gewesen sein. Die gutgesinnten Pfarrkinder drücken sich, wenn sie darüber gefragt werden, in der Regel so aus: <Pfarrer Mayer hat auch seine Fehler gehabt, aber seine Feinde hätten es ihm doch zu arg gemacht.> Pfarrer Fischinger muss es seinem Vorgänger und Landsmann Sebastian Mayer jedenfalls nachrühmen, dass derselbe die Pfarrkirche durch Aufstellung neuer Altäre, Einsetzung gemalter Fenster, Besetzung des Chorbogens mit Zementplatten, durch Anstrichverputzarbeiten nach innen und außen bedeutend verschönert und das Geläut mit Gussstahlglocken aus der Fabrik seines Bruders in Bochum ( Rheinpreußen ) hergestellt hat. Obwohl bedeutende Stiftungen und Opfer von den Pfarrkindern zum Zweck der Verschönerung gemacht worden sind, so hat Pfarrer Mayer selbst, abgesehen von der Zeit und Muse, welche er aufwenden mußte, bedeutende Opfer an Geld gebracht. Insbesondere hat er zwei gemalte Fenster im Schiff der Kirche gestiftet. Diese großen Verdienste... werden in der Gemeinde in stetem dankbarem Andenken bleiben. Es bleibt aber zu bedauern, dass Pfarrer Mayer in seinen

Ausdrücken zu unvorsichtig gewesen, dass er sich, wie es heißt, zu sehr beeinflussen ließ und sich nicht nachgiebig und versöhnlich gezeigt hatte. Pfarrer Mayer hat ein heftiges Temperament. Was die ihm zur Last gelegte Äußerung über den deutschen Kaiser betrifft, wegen der er zu 1/2jährigem Gefängnis verurteilt worden ist, so wird in der Gemeinde geglaubt, dass Pfr.M. sie wirklich gebraucht hat, obwohl Pfr. M. es in Abrede gezogen hat. Die Äußerung, welche Pfr.M. im „Lamm“ hier gebraucht hat, soll gelautet haben: <Der deutsche Kaiser sei der reinste Schnapslump..., trinke jeden Tag ein Maß Schnaps.> Es wird in der Gemeinde noch bezweifelt, ob Pfr. M. zu der Zeit, welche die Belastungszeugen angeben, diese Ausdrücke gebraucht habe. Es wird behauptet, dass Pfr.M. zu der betreffenden Zeit die Wirtschafft zum „Lamm“ gar nicht mehr besucht habe. Dass Pfr. M. die Ausdrücke gebraucht hat, das wird in der Gemeinde geglaubt oder angenommen, nur über die Zeit, in welcher es geschehen, sollen die Angaben nicht richtig sein. Wie es heißt, hat Pfr. M. auch den Fehler begangen, dass er auf der Kanzel einzelne persönlich bei ihrem Namen genannt hat. Pfr. Fischinger will im Obigen kein endgültiges Urteil, sondern bloß seine persönliche Ansicht über seinen Vorgänger aussprechen. Derselbe hat sehr vieles geleistet für die Verschönerung der Kirche, ist aber etwas gewalttätig gewesen, hat sich dadurch Feinde zugezogen. Der jetzt pensionierte Lehrer Beuter hat dies gegen Pfarrer Mayer benützt und eine Partei gegen ihn gebildet, die er bis zum Äußersten getrieben hat. Dass dieser Mann - Lehrer Beuter - jetzt pensioniert ist seit 1876, betrachtet Pfr. Fischinger als ein großes Glück....“ ( 4 ) Diese Episode vom „deutschen Kaiser als Schnapslumpen“ hat natürlich zur damaligen Zeit des Kulturkampfes zwischen Staat und Kirche bis in die höchsten Kreise Furore gemacht. In einem Brief an seinen Vertrauten Graf Rechberg schrieb der damalige Rottenburger Bischof Hefele ( 1809 - 1893 ) : „ Ich kann mir gar nicht denken, dass wir in Deutschland aus dieser Trostlosigkeit wieder herauskommen sollen. Man hat sich beiderseits festgerannt, und die Regierungen haben jede Verständigung unmöglich gemacht. Dabei fürchte ich in hohem Grade, dass unsere eigene treue Diözese nicht mehr lange Frieden habe. Von zwei verschiedenen Seiten geschieht das Möglichste, um auch uns in den Kampf zu verwickeln. Die nationalliberalen Blätter hetzen die Regierung und haben mich wiederholt schon der Regierung denunziert...Auf der anderen Seite können manche Geistliche und Laien nicht warten, bis es auch bei uns brennt. So wurde gestern in Ravensburg ein Pfarrer verurteilt, weil er in einem Wirtslokal den deutschen Kaiser <den reinsten Schnapslumpen> genannt hatte“ ( 5 ) „Laut Neckarboten ( Rottenburg-Tübingen ), Nr. 36 vom 27. März 1875, S.144, hatte Maier schon <im Januar 1873 im Gasthaus zum Lamm in Ebersbach gesagt, der Kaiser sei der reinste Schnapslump, derselbe sei zufrieden, wenn er täglich 2 ½ Maß Schnaps habe>. Maier leugnete, wurde aber aufgrund der beeideten Aussage seiner Denunziatoren, des Lammwirts Rist und dessen Frau, zu sechs Monaten Festungshaft verurteilt. Maier hatte vor dieser Anzeige schon in andrer Sache eine Beleidigungsklage gegen Rist angestrengt.“ ( 6 ) In Ebersbach, so ist fast mit Sicherheit anzunehmen, konnte er nach diesem Vorfall und den anderen Quereilen um ihn in der Gemeinde nicht mehr länger als Seelsorger wirken. Er erhielt die Pfarrei Dürrenwaldstetten übertragen. Dort wirkte er bis zu seinem Tod im Alter von 60 Jahren noch segensreich und offenbar friedlich. Das Urteil, das der derzeitige Pfarrer von Dürrenwaldstetten, Jaroslav Kubovec, über ihn fällt, dürfte diesen Mann ziemlich gut charakterisieren: „ Wie ich beobachten konnte, blieb Pfr. Maier nirgends zu lang. Der Schrift nach musste er ein energischer Mann sein. Bei uns hat er zum 100jährigen Jubiläum der Pfarrkirche viel gebaut und renoviert. ... Große Renovation hat auch viel Geld gekostet. Deshalb gab es auch Gegner.“ ( 7 ) Die Anmerkungen im Rottenburger Personalkatalog runden diese Bild von einem energischen, streitbaren und baufreudigen Pfarrer ab. Dort lesen wir: „ Er hinterließ 200 Mark für das Martinihaus, je 150 Mark für Mulfingen, Liebenau und das Konradihaus, sowie

je 100 Mark für den Missions- und Kindheit-Verein; auch ließ er die Kirche in Dürrenwaldstetten auf eigene Kosten restaurieren ( 5503 M 34 Pf.).“ ( 8 )

Julius Wilbs

Anmerkungen:

- (1) Chronik der Gemeinde Dunningen, Karl Schneider 1927, Seite 765
- (2) siehe Personalkatalog des Bistums Rottenburg, Alfons Neher, Stuttgart 1909, Seite 20
- (3) <Das schöne Sachmalegg > Heimatbuch, Ravensburg, 1963 , Seite 12
- (4) Brief von Pfarrer Dr. Laupheimer vom 11. Nov. 1993 an den Verfasser. Pfarrer Laupheimer merkt darin noch an: „ In Dunningen war ich schon öfters. Der Bauer Hans Laupheimer ( Stange ) war mein Onkel, und zu H. Lehrer Benz war ich weitläufig verwandt.“
- (5) Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte, Band 15, 1996, Thorbecke, Sigmaringen 1996, Seite 68 ff .
- (6) a.a.O. Seite 69, Anm. 36
- (7) Brief von Pfarrer Kubovec vom 6. Nov. 1993 an den Verfasser
- (8) Personalkatalog des Bistums Rottenburg, Alfons Neher, Stuttgart 1909, Seite 20. (Der Name Mayer wird in den einzelnen Quellen verschieden geschrieben, einmal „Maier“, ein andermal „Mayer“ . )



Pfarrer Sebastian Mayer



Pfarrer Fidel Mayer

## Holzgas - Tabakschneider - Zigarettenmaschinen ✓

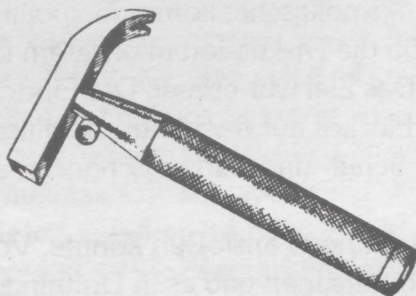
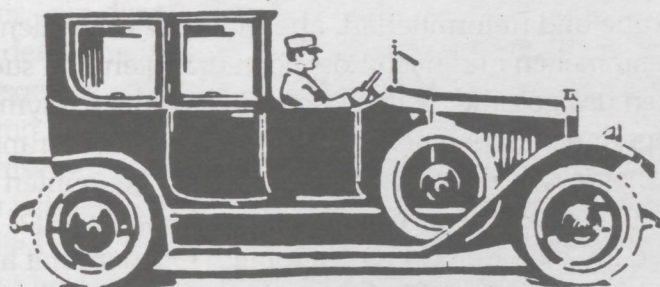
Lieber Rudi, leider kann ich am 1. Juni nicht am Ausflug teilnehmen. - Seit Deinem letzten Brief ist eine ganze Weile vergangen, und ich habe mir vorgenommen, wie von Dir ange-regt, in der Vergangenheit zu kramen. Wie Du weißt, sind wir als Familie ganz kurz vor dem Einmarsch der Franzosen zu unserm Vater nach Seedorf umgezogen, der die dortige geheime Sonderentwicklungsgruppe für Rüstungsgüter der Firma Daimler - Benz leitete. Unsere Wohnung beim alten Waldmeister Schneider war alles andere als luxuriös, mit WC im Freien und einem Schlafzimmer für 5 Personen mit Stehhöhe 1,70 m - die Kühe, die früher im Stall darunter lebten, hatten ja schließlich auch ein Recht, nicht dauernd mit den Hörnern an die Decke zu stoßen. Die Küche mit ihren unebenen Sandsteinplatten war rundum dunkelbraun. Jahrelanger Rauch aus den 2 Ofenschiebern für die Kachel-öfen im Wohnzimmer und Schlafzimmer und aus dem Herd hatten Wände und Decke buchstäblich geräuchert. Mein Vater hatte behelfsmäßig ein eisernes Becken an die Wand unter den Wasserhahn montiert, aus dem das Abwasser durch die Außenwand in das Regenwasserrohr vom Dach geleitet wurde. Vorher trug man den Abwassereimer in den Garten. Aber all diese Kleinigkeiten störten uns Kinder kaum, denn wir waren weg von den Bombenangriffen der Stadt und unser Leben spielte sich sowieso außer Haus ab. In diese unsere Idylle brachen die Besatzer ein. Sie kamen zu fünft. Mit vorgehaltener Maschinenpistole wurde der Haushaltsvorstand durchs ganze Haus bei der Durchsu-chung mitgeschleppt. Schon beim „Hände hoch“ fiel der Jackenärmel zurück und die Armbanduhr wechselte den Besitzer. Etwas später, als der Büttel ausgeschellt hatte, dass alle Waffen, Fotoapparate, Radios und Fahrzeuge bei Todesstrafe abzuliefern seien, ent-schwanden auch Füllfederhalter, Hohner-Akkordeon und andere liebe Kleinigkeiten. Da-für bekamen wir auch etwas: Einquartierung! Zehn Soldaten mit Ausrüstung verteilten sich im Haus und schliefen auf allem, was weich und groß genug zum Liegen war. Es dauerte nur ein paar Tage, dann waren sie wieder weg. Dagelassen haben sie einige Rahmen Gewehrmunition und unter einem Bett eine Panzerfaust. Aber die lieferten wir nicht ab, sondern ließen sie holen. Über das Leben im Dorf und über das Sterben der Kleintiere wurde ja schon berichtet. Unsere Henne und der Hase „wohnten“ in der Küche in einem Korb und wurden so keine Opfer der nahrungssuchenden Militärstreifen. Nach einiger Zeit hatte man sich an die Besatzung gewöhnt, auch wenn sie, wie die in der „Halle“ äußerst hinderlich war. In der „Halle“ einem großen flachen Gebäude den Ber-steinberg oder die Böisinger Straße raus, hatte die Daimler - Benz AG hochwertige Ma-schinen, vorallem für die Bearbeitung von Motorenteilen, aber auch für allgemeine me-chanische Bearbeitung aufgestellt. Noch kurz vor dem Einmarsch zogen die meisten der Mercedes - Mitarbeiter mit selbstgebauten Handwagen, auf denen das Nötigste aufgela-den war, zu Fuß in ihre Heimatorte in und um Stuttgart zurück. Zurück blieb eine recht kleine Mannschaft. In besonderer Erinnerung blieben mir die Männer Karl Staufner, Emil Hörner und der schon etwas betagte Kupferschmied Kutteroff. Mit dem vorhandenen Ma-chinenpark und den Rohstoffen konnte man einiges zu Stande bringen - wenn nur nicht dauernd die Einquartierung in der Halle im Wege gewesen wäre. Die liefen kreuz und quer zwischen den Maschinen, kochten dort und schliefen oben in den ehemaligen Mann-schaftsräumen. Wir zwei, mein Bruder und ich, bekamen alles mit. Nicht allzu lange dau-erte es, bis ein höherer französischer Offizier eines Tages einen requirierten Mercedes - PKW anschleppte und fragte, ob man ihn fahrbereit machen könnte. An diesem Tag be-gann sozusagen das „zweite Leben“ in der Halle. Geld war nichts wert, aber Genehmi-

gungen, Bezugsscheine und Material. Als erstes wurden die Soldaten hinter einer Art Demarkationslinie in der Halle zurück beordert. Jetzt konnte man wieder arbeiten. Autoreparatur war nur kurzzeitig ein Thema, es gab Wichtigeres. Um die Bauern während des Krieges daran zu hindern, unerlaubt aus der streng zuteilungspflichtigen Milch Butter zu machen, hatte die deutsche Verwaltung überall aus den Zentrifugen die Spindeln des Antriebes ausbauen und einziehen lassen. „Unsere“ Maschinen konnten solche Spindeln mit ihren Verzahnungen produzieren. Wer seine alte Zentrifuge noch hatte, wurde unser Kunde. Aber auch Feuerzeuge und Tabakschneider, Zigarettenmaschinen und andere Kleinteile entstanden unter den geschickten Händen von Staufner, Hörner und den anderen. Bald wurde der Einbau von Holzgasgeneratoren in Lkws und Pkws eine der Beschäftigungen. Sogar in ein Beiwagen - Motorrad ( es gehörte meines Wissens dem Forstrat Landenburger aus Freiburg ) wurde eines Tages ein Generator eingebaut. Eine Bäuerin, Kriegswitwe, fragte, ob man ihren über 4 m breiten Maschinenrechen schmaler machen könne. Sie hatte ja keine Pferde mehr, und mit den Ochsen war das Gerät einfach zu unhandlich zufahren. Auch dieses Problem konnte gelöst werden. Mit 2,80 m Breite ging es viel besser. Eines Tages fuhr ein Landwirt den Berstenberg herein mit Kühen und Mähmaschine. Am Tor der Halle stand mein Vater. Der Bauer nahm die Pfeife aus dem Mund, grüßte und kam sofort zur Sache. Wenn er mit seinen Kühen vor der Mc-Cormick - Mähmaschine auf seiner abschüssigen Wiese draußen Richtung Bösing mähete, konnte er bergab nie so schnell seine Migge zukurbeln, dass die Maschine nicht den Kühen in die Haxen zu fahren drohte. Die Lösung war eine Hebelbremse mit Zackengesperre ( wie beim LKW ), und davon wurden dann im Anschluss nacheinander 26 Stück gebaut. Auch bei Fahr und anderen Fabrikaten waren die lächerlichen Kurbeln in der Praxis unbrauchbar. Die Bezahlung der Arbeiten für die Landwirte erfolgte zu 50% in Naturalien. Als Jüngstem, quasi dem Lehrling, wurde mir das Kassieren übertragen. So zog ich alle paar Tage mit einer Tasche durchs Dorf und sammelte hier Eier, dort Speck und wo anders Mehl ein. Das wurde im selben Verhältnis wie das Bargeld an die Belegschaft ausgezahlt. Wir konnten alle davon leben. Beim Reparaturgeschäft für die Franzosen gab es eine andere Zahlungsart. Außer Benzin und Genehmigungen brauchte der Ort z. B. Salz. Lange mußte man mit Salzsole auskommen, die aus der Rottweiler Saline in Tankwagen geliefert wurde. Nach der Reparatur eines Wagens für einen dort Zuständigen gab es in Seedorf plötzlich Salz - mehrere Zentner. Ähnliche Engpässe konnten auf diese Weise immer wieder beseitigt werden. Hier muß ich einmal generell aufführen, wo es überall spannte. Keine Streichhölzer! Für Feuerzeuge fehlte oft das Benzin, auch Feuersteine waren rar wie Gold. Mancher derjenigen, der für teure Gegenleistung ein paar Feuersteine ergattert hatte, mußte zu Hause feststellen, dass man ihm abgezwickte Nägel angedreht hatte. Man half sich deshalb oft mit Elektro - Anzündern. Eine Glühwendel um einen 10 cm langen Isolator gewickelt, ein Druckknöpfchen und das Ganze an die Wand geschraubt. 110 Volt Gleichstrom direkt zum Anfassen! Als Einkaufstaschen hatte man sehr schwere Beutel aus Kabelresten geflochten. Fallschirmseide wurde zur Herstellung von Tischdecken gebraucht. Es gab Füllfederhalter aus Glas, einschließlich dessen, was die Feder darstellen sollte. Hausschuhe machte man aus Maisstrohzöpfen, wenn man einen Leisten hatte, um den man das Geflecht winden konnte. Sie waren nicht nur bequemer, sondern auch wärmer als die Holzschuhe, deren harte Sohlen man nach dem Kauf mit Lederstücken, sogenannten Sohlenschonern, benagelte, um sie länger gebrauchsfähig zu erhalten. Besondere Mangelartikel waren Fahrradreifen und -schläuche. Mancher fuhr auf den Felgen daher, weil er weder die zerschnittenen Altreifen noch die durchbohrten Hartholzklötchen, die mit einem Draht zusammengehalten wurden, auf den Felgen zu befestigen ver-

stand. Und das Papier ! So schlechtes Papier mit Holz und Fasern wie das damalige Papier für Zeichenblöcke findet man heute nicht einmal mehr beim Verpackungsmaterial. Reges Interesse und lebhafter Handel gehörten dem Tabak. Selbstanbau war einfach, aber das Trocknen und Beizen musste man erst lernen und üben. Tabakbeize war ebenfalls ein gesuchter Artikel in jener Zeit. Zuletzt möchte ich noch von einem Gegenstand berichten, der heute wieder immer öfters in den Geschäften auftaucht. Der auslöschbare Notizzettel. Eine Art Täfelchen, bei dem man mit einem stumpfen Stift auf eine klare Folie schrieb, unter der eine schwarze „Kohlepapier“ - Schicht lag. Zog man einen Karton aus dem Täfelchen seitlich heraus, verschwand die Schrift wieder von der Folie. Sie konnte dann von Neuem beschrieben werden. Wir hatten damals keine Schule, also viel Zeit zum Herumstromern. Dann und wann gab 's auch bei den Soldaten was zu sehen, so z.B. wenn sie mit Sprengpäckchen in der Eschach fischten. Ansonsten ging man zum Baden an den Bach, oder auch zum Schlittschuhfahren, wenn man welche hatte. Ein Schlittschuhschlüssel für die Montage dieser Dinger an die Schuhsohlen war auch so eine Rarität. Als Kinder waren wir auch zum Sammeln von Holz und Tannenzapfen im Flächenlos und zum Führen der Kühe oder der Ochsen beim Heumachen brauchbar. Lieber Rudi, war dies nicht trotz allem eine Super - Zeit? Nochmals vielen Dank für Deinen Brief und die Informationen aus Seedorf. Ich hoffe, wir sehen uns bald wieder. Herzliche Grüße - Fritz

(Fritz Naumann, Jahnstraße 19, 85134 Stammham )

Der Bericht ging an unseren Mitarbeiter Rudi Merz





## Die Realschule in der Eschachschule Dunningen

### Ein kleiner Report innerer Schulgeschichte

#### Das Thema

Will man den Werdegang der Dunninger Realschule seit dem Gründungsjahr 1970 erzählen, ist Beschränkung geboten. In den 26 Jahren bis heute hat sich viel Bedeutendes, Wichtiges und Erwähnenswertes ereignet und natürlich auch angesammelt; dies würde eine eigene Schulgeschichte lohnen, die Möglichkeiten der < Brücke > aber sprengen. Man müsste nämlich einen kommunalpolitischen Geschichtsteil schreiben, der schon 1965 beginnen müsste.

Konzentration tut also Not ! Der folgende kleine Schulreport beschäftigt sich hauptsächlich mit der Schule selbst. Ein Blick also hinter die Mauern ! Hinter die Wände ! Das kommunalpolitische Kapitel der Geschichte der Realschule seit 1965 hat der Leiter der Eschachschule, Julius Wilbs, in der <Brücke 1995 > schon skizziert. Heute soll dieser Bericht um den <Schulteil > erweitert werden. Dabei stütze ich mich auf eigenes Wissen, aus Zahlen aus der Eschachschule, abgefragte Fakten und auf ein ausführliches Gespräch mit Julius Wilbs im November 1996.

#### Das Ziel

„ Am Anfang des Weges zur Realschule stand der allgemeine Wille in Politik und Schule das überkommene Volksschulwesen in Baden-Württemberg zu reformieren“, meint Rektor Wilbs heute, wenn man ihn nach einer ersten grundsätzlichen Aussage zur Geschichte der Dunninger Realschule fragt. Und da erinnert uns der Satz des Schulleiters schon noch an die 60er - Jahre, in denen sich Unruhe und Reformbedarf, aber auch Reformwillen in der Elternschaft, in Politik und Schule ansammelten und nach Lösungen drängten und suchten. Unruhe und Lösungsversuche erfassten das gesamte Schulwesen: Volksschulen, Gymnasien, Berufsschulen. Auch andere Bildungseinrichtungen gerieten ins Visier von Änderung und Reform. Bleiben wir aber beim allgemeinen Bildungswesen. Die eben genannten Bewegungen richteten sich nicht nur auf die Organisationsform, sondern auch auf das Wie, Wann und Wo, für Wen und durch Wen, also auf eine Reform an Haupt und Gliedern mit allen nur möglichen Auswirkungen auf Organisationsformen, Strukturen, Lehrinhalte, landesplanerische und räumliche Gliederungen, Finanzierungsmöglichkeiten usw. Das Erkennen schulischer Notwendigkeiten, das Streben nach Chancengleichheit und die Stillung des vorhandenen Bildungshungers, Schaffung zusätzlicher Schulgerechtigkeit u.v.a.m. war die eine Seite der Medaille und die kommunalpolitische Bildungspolitik, die umfassende Förderung der gemeindlichen Infrastruktur die andere.

Das war im Wesentlichen der bildungspolitische, kommunalpolitische und landesplanerische Hintergrund, an dem sich 1965 die Diskussion in unserem Dorf mit dem Ziel der Errichtung einer Realschule entzündete. Das Ziel war erfasst: Die Einrichtung einer Realschule und damit die Beseitigung des weißen Fleckes auf der bildungspolitischen Landkarte zwischen Schramberg und Rottweil. Gleiche Schul- und Bildungschancen auch für den ländlichen Raum.

Es war eine Gemütslage, die Entwicklungen anstoßen konnte. Vor Ort aber waren Personen gefragt, die handeln mussten. Diese Personen gab es in Dunningen. Sie waren auf dem Rathaus und an der Schule zu finden. An der Schule waren dies Julius Wilbs und sein Lehrerteam.

## Schule und Menschen.

Dieses kleine Kapitel könnte auch „Menschen und Schule“ heißen, oder auch ganz anders. Die Schule braucht Menschen: Schauen wir uns die Menschen an der Schule an. Beginnen wir mit dem Schulleiter. Dies ist heute für die Hauptschule mit der 1995 eingeführten Werkrealschule und der Realschule Julius Wilbs. Drei Schularten sind organisatorisch und pädagogisch unter einem Dach und haben einen Schulleiter. Dieser kam im Frühjahr 1969 an die damalige Grund- und Nachbarschaftshauptschule. Die Leitungsaufgabe übernahm er von dem hochverdienten Rektor Adolf Zinser und seiner Stellvertreterin Klothilde Wild. An herausragender Stelle im < Hausaufgabenbuch > stand für ihn die schulische Mitwirkung zur Gründung und zum Aufbau einer Realschule. Selbstverständlich erfuhr Julius Wilbs dies nicht erst zu Beginn seiner Tätigkeit in Dunningen ( 1. Febr. 1969 ) . Dieser Aufgabe war er sich schon früher bewusst. Sie war ja einer der Gründe, die den jungen Schulleiter mit seiner Familie aus Emerkingen im damaligen Kreis Ehingen in unser Dorf gelockt hat. Hier konnte er sofort in die Speichen des Entwicklungsrades greifen.

Im Frühjahr 1969 hatte das jahrelange politische Mühen der Gemeinde endlich den gewünschten Erfolg. Man konnte mit dem Neubau eines Schulhauses beginnen und erhielt fast zeitgleich vom Land die Genehmigung zur Errichtung eines Realschulzuges an der Hauptschule. Der Unterricht konnte mit Beginn des Schuljahres 1970/ 71 beginnen.

Nun war zwar die politische und rechtliche Grundlage vorhanden, aber dies allein genügte natürlich nicht. Dem Plan musste Leben eingehaucht werden. Das war die Aufgabe und die Stunde für Julius Wilbs und seine Lehrerinnen und Lehrer. Sie machten sich energisch an die Arbeit: Es war zu werben, aufzuklären, zu organisieren und, und, und... Zusätzlich galt es, sich auf den im Herbst 1969 begonnen Schulhausbau zu konzentrieren, Räume zu bemustern, Lehr- und Lernmittel zu beschaffen, Lehrer zu gewinnen, um die man damals noch werben mußte, u.v.a.m. Blickt man heute auf diese Zeit zurück, so treten zwei unabdingbare Grundpfeiler hervor, auf denen die großartige und erfolgreiche Schulentwicklung basiert:

1. Die Entscheidung der Gemeinde, ein Bildungszentrum für den ländlichen Raum anzustreben, um das Bildungsgefälle einzuebnen und gleichzeitig die Zentralität von Dunningen für eine Weiterentwicklung in allen Bereichen zu stärken.

2. Das begeisterte Umsetzen kommunalpolitischer Entscheidungen in konkrete pädagogische und organisatorische Schularbeit durch Schulleitung und Lehrerschaft.

Diese Bündnis gab die Entwicklungsplattform ab, auf der eine Schulentwicklung in unserem Dorf und weit darüber hinaus im gesamten Verwaltungsraum gedeihen sollte. Die Plattform ruhte auf den beiden genannten Pfeilern; hätte einer gefehlt, wäre der Erfolg mit Sicherheit ausgeblieben. Diese Art von Erfolgsgarantie scheint auch heute noch gut zu funktionieren, schaut man sich das Zusammenwirken von Schule und Gemeinde an, die z.Zt. alle Anstrengungen unternimmt, den Erweiterungsbau für die Realschule und den Bau der Förderschule termingerecht fertigzustellen. Die größeren Entfaltungsmöglichkeiten, die die Eschachschule dadurch erhält, bringen beide, Schule und Gemeinde, vorwärts. Und das ist gut so !

Aber nun wieder zurück zu unserem Schulreport. Das Schulteam stürzte sich voran mit seinem Rektor in die Aufgabe, so haben wir dies weiter oben im Text festgestellt. Und wie ! Bis zum Frühjahr 1970 zogen sich die Werbeveranstaltungen an den benachbarten Volksschulen hin. Elternversammlungen und Schulinformationen wurden gestartet, Lehrinhalte der Realschule vermittelt und Schulbuslinien zusammen mit der Gemeinde aufgebaut. „Wir mussten ganz schön < hausieren > gehen und den Eltern zunächst sagen, was eine Realschule ist und welchen Stellenwert sie im Bildungsgefüge einnehmen soll“, erinnert sich Wilbs an diese unruhige und tolle Zeit. „ Unser selbstgemachter Schulprospekt schlug voll ein“, meint der Schulleiter heute.

Da gab es damals auch Widerstände aus manchem Nachbarort aufzunehmen und abzubauen. Manche Attacke war von Schule und Gemeinde gemeinsam zu parieren, wollte man die Ernte in die Scheuer bringen. Besonders <zäh > war die Kooperation mit dem Rathaus in Waldmössingen und der dortigen Schule. Aber das war noch nicht alles, denn es war da noch eine Hürde, die das Staatliche Schulamt aufbaute, zu überwinden. „Sie dürfen im September mit der Realschule beginnen, wenn sie 25 Schüler zusammentrommeln“, ließ der Leiter dieser Behörde den Dunninger Rektor wissen. Punktum also! Kein Pardon! 25 Schüler müssen es sein! Da war sie, die Messlatte, über die Rektor und Schule springen mussten. Und sie sprangen! Und wie sie sprangen! Die mühevollte Arbeit vom Herbst bis zum Frühjahr wurde vom Erfolg gekrönt, der Sprung ging hoch hinaus. „Herr Oberschulrat, wir haben 66 Schüler für unsere Realschule zusammengetrommelt, wir fangen an“, meldete der Schulleiter dem Schulamt in Rottweil. Er sagte dies, stellte die Ampel auf Grün und begann, sich zusammen mit seinem Team, dem Startgeschäft zuzuwenden. So öffneten im Herbst 1970 die 66 Buben und Mädchen ihre Schultaschen zum ersten Mal in der neuen, am Vortag erst fertiggestellten Schule. Die Realschule in Dunningen fing an zu leben.

Übrigens hat die pünktliche Fertigstellung des neuen Schulhauses, in dem die Realschule ihren ersten Unterschlupf fand, dem Bürgermeister eine gewonnene Wette eingebracht. „Also Herr Bürgermeister, wenn ihr s'nächstes Jahr mit der Realschule do ni wend, no miast ihr a Zelt baue“, meinte der Alt-Fronmeister Josef Bihler kurz vor Weihnachten 1969 auf der Baustelle zum Schultes. „Also, do wett i“, setzte der Fronmeister noch eins drauf. Der Bürgermeister nahm die Wette an und kassierte in der ersten Pause am Eröffnungstag den Wettertrag, eine Flasche Sekt, die er mit seinem Wettpartner sofort leerte. Auf diese Weise erhielt die junge Realschule schon am ersten Tag ihrer Existenz auch eine Sekttaufe. Sie hat dem Gedeihen nicht geschadet.

„Wir sind damals gut abgekommen“, meint der Schulleiter zum Start, „und konnten den Realschulzug bald zur vollen Realschule aufwerten. Wir hatten nun eine Art additiver Gesamtschule unter einer Schulleitung mit gemeinsamen Lehrern. Das war etwas Neues“. Die Realschule lebte und gedieh zusammen mit der Nachbarschaftshauptschule. Ein Jahr nach dem Start konnten sich schon 114 Schüler Wissen und Können an dieser neuen Schulart erwerben, 1976 legte der erste Jahrgang die <Mittlere Reife> ab. Ein Riesenerfolg für die Schule, für die sich ja die auswärtigen Eltern und Schüler entscheiden müssen. „In die Realschule von Schramberg und Rottweil geht man, für Dunningen muss man sich entscheiden“, steht in einer Notiz des damaligen Bürgermeisters. Dass diese Behauptung nicht aus der Luft gegriffen ist, zeigt ein Blick auf die Schulstatistik im Anhang. Die Statistik zeigt eine äußerst erfreuliche Entwicklung an allen Dunninger Schulen.

Doch die Realschule ist der besondere Gegenstand unsere heutigen Betrachtung. Sie läuft und läuft und läuft! Aber von selbst läuft sie natürlich nicht. Da braucht es schon Anschlag und Impulse. Vieles muss da aus der Schule selbst, aus der Lehrerschaft kommen. Vieles müssen auch andere beitragen. Da sind und waren die Eltern gefragt, die Schüler haben sich engagiert, die Gemeinde hat ihren Part gespielt. Auch dabei wird es in der Zukunft bleiben. Die Zentralität Dunningens beruht mit auf der Existenz der Schulen; dies ist von besonderer Bedeutung für das Gewicht unserer Gemeinde im ländlichen Verwaltungsraum zwischen den Städten Rottweil und Schramberg.

An einer Schule leben und arbeiten Menschen, sie prägen die Schule. Neben dem Namen des Schulleiters fällt da schon noch der eine oder andere Name ins Gewicht, den wir stellvertretend für das gesamte Team nennen wollen. Es sind dies sicher Namen, die die gesamte Eschachschule betreffen. Für den Außenstehenden ist es ja immer wieder erstaunlich, wie diese Schule als „Gesamtschule lebt und auch nach außen auftritt“. Dass es an dieser Schule

neben der Realschule eine Hauptschule und neuerdings auch eine Werkrealschule gibt, entdeckt man eigentlich erst auf den zweiten Blick. Auch die Lehrer erscheinen nach außen hin als ein Team. Diese Lehrerschaft hat die Schule nachhaltig und wesentlich geformt. Ihre Arbeit hat der Realschule in ihrem Einzugsgebiet zu dem guten Namen verholfen, den sie heute hat. Lehrerpersönlichkeiten wie die Sportlehrerin Eva-Maria Braun, Oberlehrer Gerhard Stein, Konrektor Günter Laubmann und Oberlehrer Johannes Marte, um nur einige zu nennen, stehen für langjährige, erfolgreiche Schularbeit. Sie haben unserer Schule viele Freunde in und außerhalb des Dorfes eingebracht. Die Eschachschule war nie eine isolierte Bildungsstätte, sondern lebte im Dorf und wirkte in den gesamten ländlichen Raum hinein, Sie hat viele örtliche und überörtliche kulturelle und sportliche Veranstaltungen bereichert und zum Teil auch getragen. Die Schule war bei der 1200-Jahr-Feier im Jahre 1986 eine besonders tragende Institution. Diese Verbundenheit mit der „Außenwelt“ gibt dem Rektor Sicherheit beim Ausblick auf die Weiterentwicklung seiner Schule: „Wir wollen weiter mit ganzem Herzen an der Entwicklung der Realschule unter einem Dach mit der Hauptschule und der Werkrealschule arbeiten. Dabei müssen wir besonders darauf achten, dass die Hauptschule attraktiv bleibt. Darum bieten wir seit einem Jahr auch dort die Möglichkeit über das freiwillige 10. Schuljahr der Werkrealschule die <Mittlere Reife> zu erwerben.“

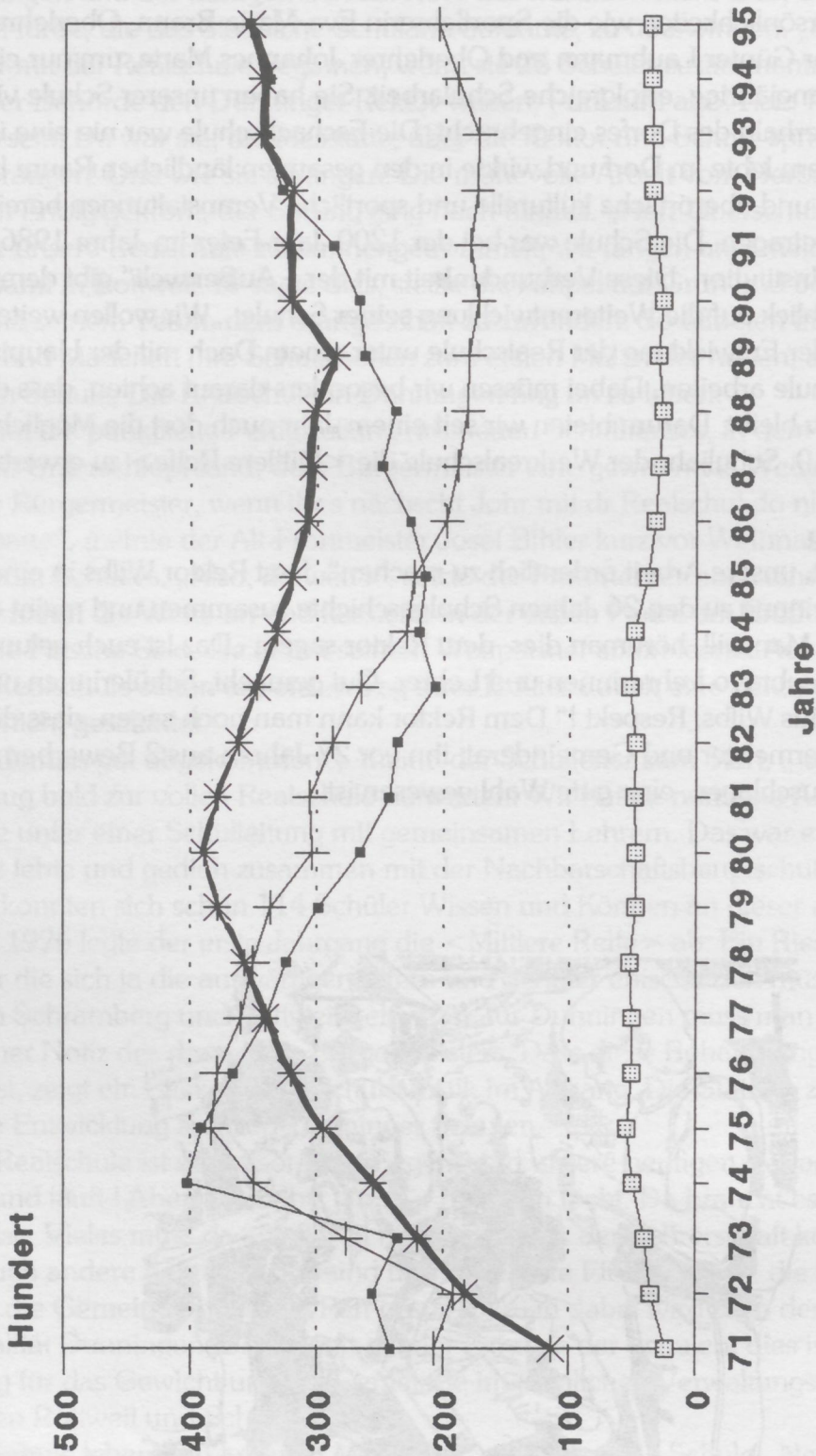
### Zusammenfassung

„Wir haben versucht, unsere Arbeit ordentlich zu machen“, fasst Rektor Wilbs in einem Schlusssatz seine Meinung zu den 26 Jahren Schulgeschichte zusammen und meint damit sich und sein Team. Man will, hört man dies, dem Rektor sagen: „Das ist euch gelungen. Bravo Eschachschule, bravo Lehrerinnen und Lehrer. Gut gemacht, Schülerinnen und Schüler. Respekt Julius Wilbs, Respekt!“ Dem Rektor kann man noch sagen, dass die Entscheidung von Bürgermeister und Gemeinderat, ihn vor 27 Jahren aus 3 Bewerbern heraus zum Schulleiter vorzuschlagen, eine gute Wahl gewesen ist.

Konrad Zwerenz  
Dunningen

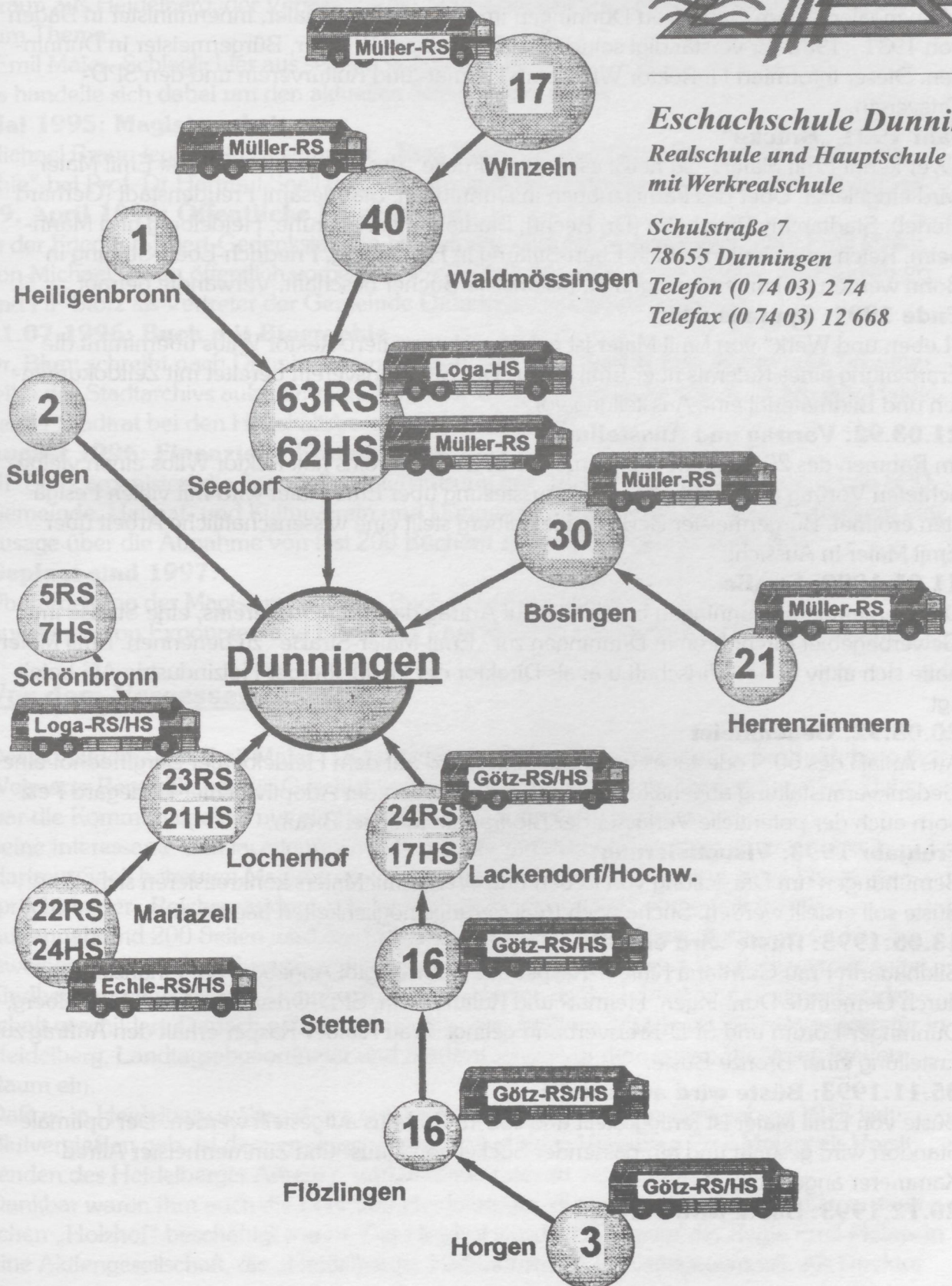
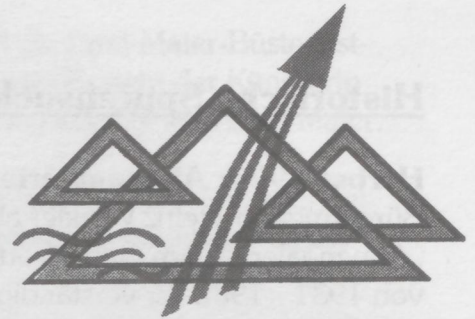


# Entwicklung der Schülerzahlen in Dunningen seit 1971



- + Grundschule
+ Hauptschule
- \* Realschule
■ Jacob-Mayer Schule

# Fahrschüler 1996/97



**Eschachschule Dunningen**  
Realschule und Hauptschule  
mit Werkrealschule

Schulstraße 7  
78655 Dunningen  
Telefon (0 74 03) 2 74  
Telefax (0 74 03) 12 668

## Historische Spurensuche am Beispiel „Emil Maier“

### **Herbst 1990: Ahnengalerie**

Bürgermeister Heinz Winkler aus Haslach i.K. entdeckt im Suttgarter Innenministerium in der „Ahnengalerie“ den Geburtsort Dunningen im Bild von Emil Maier, Innenminister in Baden von 1931 - 1932. Er verständigt seinen Bruder Gerhard Winkler, Bürgermeister in Dunningen. Dieser informiert H. Rektor Wilbs vom Heimat- und Kulturverein und den SPD-Ortsverein.

### **Jahr 1991 „Brücke“**

„Wer kennt Emil Maier?“ so heißt es in der „Brücke“ des Jahres 90. - Projekt Emil Maier wird eingeleitet. Über das Familienbuch in Dunningen, Standesamt Freudenstadt (Gerhard Hertel), Stadtarchiv Pforzheim (Dr. Becht), Stadtarchive Karlsruhe, Heidelberg und Mannheim, Reichspräsident Friedrich-Ebert-Stiftung in Heidelberg, Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn werden Dokumente eingeholt, historische Bücher beschafft, Verwandte befragt ...

### **Ende 1991: Spurensuche**

„Leben und Werk“ von Emil Maier ist nahezu rekonstruiert. Rektor Wilbs übernimmt die Erarbeitung eines Referats über Emil Maier. Der SPD-Ortsverein bereitet mit Zeitdokumenten und Bildmaterial eine Ausstellung vor.

### **21.03.92: Vortrag und Ausstellung**

Im Rahmen des 20-jährigen Jubiläums des SPD-Ortsvereins hält Rektor Wilbs einen vielbeachteten Vortrag über Emil Maier, die Ausstellung über Emil Maier wird mit vielen Festgästen eröffnet. Bürgermeister Beß aus Heidelberg stellt eine wissenschaftliche Arbeit über Emil Maier in Aussicht.

### **11.05.1992: Straße**

Der Gemeinderat Dunningen beschließt auf Antrag des SPD-Ortsvereins, eine Straße im Gewerbegebiet Kirchöhren in Dunningen zur „Emil-Maier-Straße“ zu benennen. Emil Maier hatte sich aktiv in der Wirtschaft u.a. als Direktor der Heidelberger Holzindustrie AG beteiligt.

### **20.08.92: Gedenkfeier**

Aus Anlaß des 60. Todestages von Emil Maier wird auf dem Heidelberger Bergfriedhof eine Gedenkveranstaltung abgehalten. Mit dabei sind neben der Adoptivtochter Hildegard Petzborn auch der potentielle Verfasser der Biographie Michael Braun.

### **Frühjahr 1993: Visualisierung**

Bemühungen um Darstellung von Leben und Werk Emil Maiers konkretisieren sich. Eine Büste soll erstellt werden. Suche nach Realisierungsmöglichkeiten beginnen.

### **13.05.1993: Büste wird erstellt**

Bildhauerin Frau Germana Klaiber-Kasper aus Rottweil gibt Angebote ab. Finanzierung durch Gemeinde Dunningen, Heimat- und Kulturverein, SPD-Ortsverein, Stadt Heidelberg, Dunninger-Forum und SPD-Kreisverband gelingt. Frau Klaiber-Kasper erhält den Auftrag zur Erstellung einer Bronze-Büste.

### **05.11.1993: Büste wird aufgestellt**

Büste von Emil Maier ist fertiggestellt und soll im Rathaus aufgestellt werden. Der optimale Standort wird gesucht und ein passender Sockel von Haus- und Zimmermeister Alfred Kammerer angefertigt.

### **20.12.1993: Büste wird enthüllt**

Im Rahmen der Jahresabschlußsitzung des Gemeinderates wird die Emil-Maier-Büste festlich von BM Winkler und SPD-Vorsitzenden Hans-Peter Storz unter Beisein der Künstlerin Frau Germana Klaiber-Kasper enthüllt. Museumsleiter Julius Wilbs würdigt kurz Emil Maier.

### **12.03.1994: Referat**

Im Anschluß an die Jahreshauptversammlung des Heimat- und Kulturvereins hält Michael Braun aus Heidelberg, der Verfasser einer Magisterarbeit über Emil Maier, einen Vortrag zum Thema:

„Emil Maier- Schlaglichter aus seinem politischen Wirken“.

Es handelte sich dabei um den aktuellen Stand seiner Arbeit.

### **Mai 1995: Magisterarbeit**

Michael Braun legt die Magisterarbeit: „Emil Maier (1876-1932) - Eine politische Biographie“ bei Prof. Dr.Hartmut Soell vom Historischen Seminar der Universität Heidelberg vor.

### **29. April 1996: Öffentliche Präsentation**

In der Friedrich-Ebert-Gedenkstätte in Heidelberg wird die Magisterarbeit über Emil Maier von Michael Braun öffentlich vorgestellt. Prof. Soell, Dr. Blum vom Stadtarchiv Heidelberg und HP Storz als Vertreter der Gemeinde Dunningen würdigen die Arbeit.

### **31.07.1996: Buch mit Biographie**

Dr. Blum schreibt nach Dunningen und stellt in Aussicht, die Magisterarbeit in die Schriftenreihe des Stadtarchivs aufzunehmen. Voraussetzung ist die Genehmigung durch den Heidelberger Stadtrat bei den Haushaltsberatungen Ende 1996.

### **August 1996: Finanzielle Kooperation**

HP Storz organisiert die finanzielle Unterstützung des Buchdrucks. In Kooperation von SPD, Gemeinde, Heimat- und Kulturverein und Dunninger Forum kann der Stadt Heidelberg eine Zusage über die Abnahme von fast 200 Büchern zu je 30 DM gemacht werden.

### **Geplant sind 1997:**

Überarbeitung der Magisterarbeit zum Buch über Emil Maier.

Aufnahme von Exponaten und Büste von Emil Maier in das Dunninger Heimatmuseum.

## **Vor dem Vergessen bewahrt**

Der Sozialdemokrat Emil Maier (1876-1932), badischer Innenminister in der Spätphase der Weimarer Republik, hat die Geschichte der Stadt Heidelberg entscheidend geprägt. Dabei war die Kommunalpolitik nur ein Bereich seines politischen Wirkens.

Seine interessante und facettenreiche Biographie hat Michael Braun in einer von Prof. Hartmut Soell betreuten Magisterarbeit untersucht, die jetzt im Rahmen eines Mittagsgesprächs in der „Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte“ vorgestellt wurde.

Auf annähernd 200 Seiten wird das Leben und Wirken Emil Maiers dargestellt und in die jeweiligen historischen Zusammenhänge eingeordnet. In den ersten Kapiteln werden seine Kindheit im schwäbischen Dunningen, seine Lehrzeit als Buchdrucker und seine Wanderschaft geschildert. Danach nehmen die politischen Anfänge Maiers als SPD-Parteisekretär in Heidelberg, Landtagsabgeordneter und Stadtrat schon vor dem ersten Weltkrieg breiten Raum ein.

Daß es in Heidelberg während der revolutionären Ereignisse des Novembers 1918 kein Blutvergießen gab, ist dem energischen und tatkräftigen Vorgehen Emil Maiers als Vorsitzenden des Heidelberger Arbeiter- und Soldatenrates zu verdanken.

Dankbar waren ihm auch die über 100 Heidelberger, die in dem von ihm geleiteten städtischen „Holzhof“ beschäftigt waren. Der Holzhof wurde 1924 unter der Regie Emil Maiers in eine Aktiengesellschaft, die „Heidelberger Holzindustrie A.G.“, umgewandelt. Als Direktor



dieses Betriebes zeigte Maier mit seiner Idee, ungeachtet geringer Profitchancen die Finanzierung von Arbeitsplätzen der Finanzierung von Arbeitslosigkeit vorzuziehen, daß unternehmerisches Handeln und soziale Verantwortung keine Gegensätze sein müssen.

Als in der Spätphase der Weimarer Republik die Angriffe auf die Demokratie immer heftiger wurden, kämpfte Emil Maier als badischer Innenminister mit großem Mut gegen die Feinde des Staates. In einer Landtagsrede beschied er die Nationalsozialisten mit den Worten „Ich möchte Sie warnen, der staatlichen Macht entgegenzutreten und Anordnungen derselben nicht zu befolgen, es könnte Ihnen schlecht bekommen.“ - Das Ende der ersten deutschen Demokratie erlebte Emil Maier nicht mehr. Am 14. August 1932 starb er an den Folgen eines Herzinfarktes.

Zur Zeit wird geprüft, ob die Arbeit, die auch Einblick gewährt in die kommunalpolitischen Geschichte Heidelbergs, in die Schriftenreihe des Stadtarchivs aufgenommen wird, um sie einem breiteren Publikum zugänglich zu machen.

Aus: Stadtblatt ( Amtsanzeiger der Stadt Heidelberg, Ausgabe Nr.22 vom 30. Mai 1996 )



*Der badische Innenminister Emil Maier (1876–1932), ein gebürtiger Dunninger, mit seiner markanten Unterschrift. Foto: Bad. Gen. Landesarchiv Sign.: 231/2937 Nr. 791*

## Wenn die Glocken schweigen... ✓

In diesen Wochen schweigen unsere Glocken, da sie dringend repariert werden müssen. Aus diesem Anlass möchte ich einige kleine Geschichten über das Schicksal unserer Glocken zum Besten geben. Eine kleine, bescheidene Glocke, die seit über 200 Jahren in unserer Gemeinde schon viel gesehen und erlebt hat, ist von dieser Reparaturmaßnahme nicht betroffen. Über sie möchte ich etwas erzählen. Bei unserm Chronisten Karl Schneider lesen wir u.a. folgendes: 1767 gesellte sich zu den nach dem großen Kirchenbrand im Jahre 1635 wieder neu gegossenen Glocken die heute noch vorhandene Wetter- oder Loretoglocke. Diese Glocke mit dem Bild der Jungfrau Maria trägt die Inschrift < Heilige Maria von Loreto, bitt für uns >. Sie ist ein Werk der Brüder Angelus und Felix von Cassino. Gegossen wurde sie zu Rom in der Stadt der Apostel im Jahre 1767. Im Jahr 1905 war die große, 1683 gegossene Glocke zersprungen und da die anderen, immer wieder als Ersatz beschafften Glocken, schlecht miteinander harmonierten, wurde die Anschaffung eines kompletten neuen Geläutes mit fünf Glocken beschlossen. Die vorhandenen Glocken wurden an die Firma Kiesel, Heilbronn, zur Verschmelzung verkauft. Doch da regte sich Widerstand in der Gemeinde. Einige Bürger taten sich zusammen und kauften die Loretoglocke wieder zurück. Am 15. Dezember 1905 wurden die neuen Glocken feierlich geweiht. Als sie miteinander in den Stimmen C-D-E-G-A ihren Klang über das Dorf hin ertönen ließen, wurde es um die Loretoglocke still. Sie wurde nur noch geläutet, wenn der Pfarrer in der Kirche den Wettersegnen erteilte. Ja, man sprach ihr < fürbittende Kräfte > bei schweren Gewittern zu. So wurde sie auch geläutet, wenn ein schweres Gewitter über der Gemarkung aufzog. Im Laufe der Zeit wurde sie deshalb zum < Wetterglöckle >. Als im Jahre 1942 zum zweiten Mal die Glocken zum < Kriegsdienst > eingezogen wurden, blieb unser Wetterglöcklein allein zurück. Aus Angst, auch diese Glocke könnte noch abgehängt werden, fasste sich ein Bürger im Dorf ein Herz und ließ das Wetterglöcklein verschwinden. Allerdings nur, wie sich aber erst später herausstellte, bis das < Gewitter des Zweiten Weltkrieges > vorüber war. Denn siehe, o Wunder: Das Wetterglöcklein war plötzlich wieder da. In den Jahren von 1945 bis 1949 war es zusammen mit dem Glöcklein der Heilig-Kreuz-Kapelle und dem Rathausglöcklein das Kirchengeläut. Als 1949 dann wieder fünf neue Glocken den Turm < bevölkerten > nahm unser altes Glöcklein wieder seinen bescheidenen Dienst als Wetterglöcklein an. Nach der Fertigstellung der Aussegnungshalle auf dem Friedhof wurde für den dortigen Turm ein Glöcklein gebraucht. Der Kirchengemeinderat entschloss sich, das Wetterglöcklein für diesen Dienst zur Verfügung zu stellen. Nun läutet es allen auf dem Weg zur letzten Ruhestätte. Manch einer, der mitgeht, mag dabei denken: Aus der hellen und klaren Stimme des alten Glöckchens hört man heraus: Das Wesentliche des Menschenlebens ist oft still und bescheiden, gerade so, wie unser altes Wetterglöcklein. Die Glockenstille ab Samstag, dem 1. Juni, ist in unserer Gemeinde kein erstmaliges Ereignis. Schon zu früheren Zeiten, wenn auch aus ganz anderen Anlässen, mussten die Glocken zeitweise schweigen. Als man sich im Jahre 1905 entschloss, erstmals ein komplettes, abgestimmtes Geläut von fünf Glocken anzuschaffen, glaubte man, wohl für lange Zeit ein Kirchengeläut zu haben. Gerade mal 12 Jahre dauerte dieser schöne Friede auf dem Kirchturm. Im Juni 1917 forderte die Oberste Heeresleitung des Reiches die Ablieferung der Glocken. Das Glockenmetall sollte mithelfen, die Artillerie leistungsfähig zu erhalten. Nur die größte, die Martinusglocke, durfte auf dem Turm bleiben und bildete zusammen mit dem Wetterglöcklein das Kirchengeläut. Im Jahre 1921 beschlossen Gemeinderat und Stiftungsrat die Anschaffung von 4 neuen Glocken mit den Stimmen D-E-G-A. Jetzt war das Geläut zusammen mit der noch vorhandenen Marti-

nusglocke wieder vollständig. Aber auch dieser Friede dauerte nur 21 Jahre. 1942 befahl die Herresleitung der Hitlerdiktatur die Ablieferung aller Glocken. Für viele was die Erinnerung an 1917 noch hellwach. In diesen Tagen wurde spürbar, wie sehr die Dunninger an ihren Glocken hingen und die Unsinnigkeit dieser Maßnahme und des gesamten Krieges beklagten. Das Wetterglöcklein hatte noch eine Zeit lang die traurige Aufgabe, beim Bekanntwerden einer Gefallenenmeldung dies der Gemeinde kund zu tun. Dann verstummte auch diese Glocke. Auf dem Hintergrund dieser Geschichten haben wir heute allen Grund, dankbar zu sein. Seit bald 50 Jahren künden unsere jetzigen Gussstahlglocken den Frieden in unserem Land. Wir wollen mit der jetzt anstehenden Reparatur des Bronzebelages dazu beitragen, dass diese Glocken wieder für lange Zeit ihre Klänge über das Dorf, seine Bewohne und seine weiten Fluren ertönen lassen können. Als 1966, also vor nunmehr 30 Jahren, die alte Kirche abgebrochen war und am Turm der Putz abgeschlagen wurde, mussten am alten Gemäuer enorme Schäden festgestellt werden. Die Ursache konnte von Experten bald ergründet werden. Die 1949 angeschafften Gussstahlglocken haben über den ebenfalls neu erstellten Stahlglockenstuhl mit einem Gesamtgewicht von über 10 Tonnen die Schwingungen in den ca. 1000jährigen unteren Teil des Turmes übertragen. <Die Glocken müssen schweigen >, war die erste Reaktion der Bausachverständigen. Da stand nun der Kirchturm mutterseelenallein mitten im Dorf und blieb stumm. Nach der finanziellen Regelung zwischen dem bischöflichen Bauamt, dem Landesdenkmalamt und der Gemeinde begannen aufwendige Sanierungsarbeiten, wie das Anlegen eines Betonkorsetts außerhalb und innerhalb der Fundamente, das Einziehen von zwei Stahlbetonmassivdecken zur Stabilisierung der Turmwände und das Einpressen von Zementmörtel als Verfüllung der entstandenen Hohlräume. Nach etwas mehr als einem halben Jahr durften die Glocken wieder läuten. Als Nebeneffekt sind durch das Einbauen der Betondecken im Turm Räume entstanden, die von der Kolpingsfamilie ausgebaut und genutzt wurden. Nun hatte der alte ehrwürdige Turm plötzlich junge Menschen zwischen seinen Mauern. Die Glocken können seither nicht nur ihre Klänge über das Dorf und seine Fluren senden, sondern auch getrost die ganze dynamische Kraft dem alten Turm anvertrauen. Landauf, landab, vor allem in den Städten, wird immer wieder über das Glockenläuten diskutiert und manchmal auch gestritten. Es ist ohne Zweifel, dass der Ruf der Glocken in anderen Zeiten auch einen anderen Sinn und Wert besass. Wir wissen nicht, in welchem Jahr in Dunningen erstmals Glocken läuteten. Als im 30jährigen Krieg die Kirche abbrannte, wurde auch der Glockenstuhl zerstört und nur der untere quadratische Teil des Turmes blieb erhalten. Das geschmolzene Glockenzeug wurde wieder zum Guss neuer Glocken verwendet. Damals herrschten gewiss schlimme Zustände. Um so erstaunlicher ist es, dass trotz dieser Armut und Not der Wunsch nach Glocken erhalten blieb. Das ganze Leben eines Menschen wird vom Klang der Glocken begleitet, angefangen bei der Taufe, der Erstkommunion, der Firmung, der Hochzeit bis hin zur Beerdigung. Wen wundert es da, dass wir zu den Glocken so eine starke Bindung haben. Diese Bindung ist längst nicht nur religiös bedingt, sondern sie stellt einen Teil unserer dörflichen Kultur dar. Dieser Kultur wollen wir auch mit der erfolgten Glockenreparatur dienen. Bald können wir das 50jährige Jubiläum unserer Glocken feiern. Bis dahin sollen sie weiter zu uns sprechen.

Hermann Mauch

## Paroli der gnadenlosen Geisterwelt

### **Der schwäbische Weiße Vater Hermann Kimmich wirbt in Afrika für die christliche Freiheit.**

Von der Mentalität her ist Hermann Kimmich schon fast ein Afrikaner. An seine Heimat erinnert nur eine Kuckucksuhr in seinem Arbeitszimmer. Der Schwabe aus Dunningen lebt als Missionar bei den Senoufo, einem Volk im Norden der Elfenbeinküste, das sich für das Christentum kaum interessiert.

Ein Erlebnis wie aus der Geschichte einer alten Missionschronik: Da zieht ein weißer Missionar in ein afrikanisches Lehmdorf, Korokani heißt der Weiler im hohen Norden der Elfenbeinküste. Etwas unsicher fühlt sich der Pater schon. Er spricht noch kaum die Sprache der Senuofo, die vor ihren grasgedeckten Rundhäusern in großen Kesseln das Abendessen rühren. Kinder tollen über den trockenen Boden, und ein Eseljunges stolziert auf seinen Bleistiftbeinen wie über eine Bühne. Jugendliche platzieren eine Bank für den Gast auf dem gefegten Dorfplatz. Ein Mädchen lugt neugierig um die Ecke, seine Großmutter präsentiert dem Fremden wortreich ihr neugeborenes Enkelkind, und der Rauch der Feuerstellen schmeichelt der Nase fast wie Weihrauchduft.

Mit vor Stolz strahlendem Gesicht, einmal die Hauptperson zu sein, läßt sich die uralte weißhaarige Kathrin neben dem Pater nieder. Sie ist eine „Zugezogene“ und lebt seit 1986 im Dorf. In Jugendtagen wurde sie getauft - die einzige Christin im Dorf, die aber seit Jahren keinen Kontakt mehr zu einer Gemeinde hatte. „Vielleicht ist diese Frau ein Ansatzpunkt, hier in Korokani Freunde zu finden“, hofft der Missionar. Der schwäbische Akzent von Pater Hermann Kimmich ist unverkennbar. Doch der 56jährige aus dem Schwarzwalddörfchen Dunningen im Dekanat Rottweil fühlt sich in den gelbbraunen Lehmweilern der Pfarrei von Nielle schon fast wie zu Hause. - „Eine kleine Gemeinde“, wie er meint, mit einem Radius von 60 Kilometern, mit 70 Dörfern, von denen er 10 regelmäßig besucht. „Rund 35 000 Senoufo leben hier, 100 kommen zum Gottesdienst.“

Im benachbarten Warga ist der Pater schon eine Institution. Vergangene Woche hat er dort um einen Bauplatz für eine Kapelle gebeten. Junge Männer im Lendenschurz und mit Muschelschmuck an den Oberarmen begrüßen ihn vor dem Haus des Dorfchefs. Ein Begrüßungstrunk macht die Runde, bevor Hermann Kimmich den sonderbaren Aufzug der jugendlichen Dorfbewohner erklärt, die sich sonst längst an Hemd und Hose gewöhnt haben: „Sie feiern gerade ein Fest ihrer Initationszeit.“ Die meisten von ihnen interessieren sich gleichzeitig für das Christentum und kommen auch gerne zu Wortgottesdiensten mit dem Pater. Die Initation, der Prozeß der Aufnahme in die Welt der Erwachsenen, dauert sechs Jahre. Ihre Riten, in versteckten Hainen vollzogen, sind absolut geheim. Doch die Zielsetzung ist klar: „Die Initation sorgt dafür, daß die Senoufo bis heute tüchtige Bauern sind und als Gemeinschaft zusammenhalten. Davor habe ich Hochachtung.“

Der Preis für die Einheit ist hoch: „Diese Gemeinschaft funktioniert vor allem durch Druck und Unterwerfung“, sagt der Pater, und er weist das Klischee von der angeblich „idealen afrikanischen Gesellschaft von glücklichen Wilden“ weit zurück. „Das hat es nie gegeben!“

Im Gegenteil: „Die Senoufo leben unter dem Diktat der Geister, Verbote machen sie unfrei und steuern das Leben durch Angst. „Konkret wird dies vor allem in der Macht der Fetischpriester: „Wer angeblich böse Geister in sich trägt, stirbt im Extremfall durch deren Gift“

Am folgenden Tag sind in Warga Amulette und Lendenschurze von der Bildfläche verschwunden. Beim katholischen Gottesdienst tragen die Jugendlichen vor der Kulisse ihrer Maisspeicher Fürbitten vor. Im Wechselgesang und unter rhythmischem Klatschen schicken sie ihre Gebete zum Himmel. -Eine Gesellschaft im Wandel. Die alte Tradition ist brüchig, sie kann das Leben in der Moderne nicht wirklich regeln.

„Ob ich es einmal erlebe, daß von den jungen Leuten in Warga jemand getauft wird“, so Pater Kimmich, „das weiß nur Gott“. Wer bei den Senoufo Missionar ist, der braucht Geduld und einen langen Atem. Hieran mangelt es Hermann Kimmich nicht. Als Weißer Vater will er gerade dort arbeiten, wo Jesus noch ein unbekannter ist.

Klar sieht der Mann mit seiner Hornbrille und den grünen Gummischlappen seine Aufgabe: „Die christliche Verzeihung ist ein ganz neues Element in dieser Kultur. Sie kann die Spirale der Angst und Rache durchbrechen.“

Mit diesem Ziel im Blick sind Beharrlichkeit und Ausdauer sein Leben. Das noch volle, erst leicht angegraute Haar des Missionars verrät jugendlichen Durchhaltewillen: „Wer den Sprung schafft, seine Amulette abzugeben, der lebt dann ohne die Todesangst, die das alte System erzeugt. Da wird klar, wie sehr die christliche Nächstenliebe befreit!“

Dennoch sind Taufen selten. Und der Schwarzwaldpater will auch keine falsche Eile an den Tag legen: „Würden wir zu aufdringlich arbeiten und die alten Traditionen verdrängen, wären viele Menschen entwurzelt. Wir brauchen die Geduld für eine behutsame Entwicklung.“

Dabei nimmt der sanft wirkende Weiße Vater auch Konflikte in Kauf: „Wenn Du uns nicht erlaubst, beim Fetisch und gleichzeitig auch in der Kirche zu beten“, haben ihm die Menschen in einem der Dörfer gesagt, „dann brauchst du nicht mehr zu kommen!“ Zumindest vorläufig hat sich der Pater daraufhin zurückgezogen. Seine Erklärung ist klar: „Ein Christentum, das noch vom Geisterglauben durchsetzt ist, befreit nicht von der alten Angst.“

Doch nicht nur deshalb hat die Kirche bei den Senoufo einen schweren Stand. „In früheren Jahren“, erzählt der Schwarzwälder von der Zeit, als die Weißen Väter die Mission in Nielle von ihren Vorgängern übernommen haben, „kamen die Missionare immer mit ihren Autos in die Dörfer: vollgepackt mit reichen Gaben! Das verschaffte ihnen natürlich Zulauf. „Und ohne Bedauern fährt der Pater, der hier den Rest seines Lebens zu verbringen hofft, fort: „Der große Zulauf hatte ein jähes Ende, als wir anfangen: ohne Geschenke!“

Routine kommt in diesem Pionierleben nicht auf. In seinem „neuen“ Dorf Korokani sitzt Hermann Kimmich auf einer Bank inmitten des Dorfplatzes. Die alte Kathrin strahlt ihn an, erfüllt vom Stolz, im Mittelpunkt zu stehen. Doch sie kann mit dem Pater kaum reden, man harrt geduldig auf ihren Enkel Jean-Marie, der Französisch in der Schule lernt. Der Singsang eines Muezzin dröhnt aus der Nachbarschaft. Endlich kommt der Junge vom Feld. 1986 seien er und seine Großmutter nach Korokani gekommen. „Gerne übersetze ich ihr Gespräch mit den Leuten vom Dorf! „Für Samstag könnte man einen Termin arrangieren“.

Dann wird Hermann Kimmich einen neuen Anlauf nehmen. Ein weiterer Schritt in dieser Geschichte der Missionschronik des Jahres 1996.

Aus dem „Katholischen Sonntagsblatt“ der Diözese Rottenburg-Stuttgart

## **Sankt Martinus - unser Kirchenpatron** ✓

Der heilige Martinus gehört zu den populärsten Heiligen in unserer Gegend. Er ist nicht nur der Patron der Diözese Rottenburg - Stuttgart, sondern auch der Patron unserer Dunninger Pfarrkirche. Freilich müssen wir ihn mit nicht weniger als 80 Pfarreien in unserer Diözese teilen, die sich wie die Dunninger unter seinen Schutz gestellt haben. Der heilige Martinus, dessen Leben hier nicht nacherzählt werden muss, war der Lieblingsheilige der Franken und seit der Zeit des Frankenkönigs Chlodwig ( gestorben 511 n.Chr. ) ihr Nationalheiliger. Die Franken aber spielten bei der Missionierung der Alamannen und auch anderer germanischer Stämme eine bedeutende Rolle. In einem lateinischen Gedicht heißt es über Martinus: " Sehr unterschiedliche und wilde Stämme vereinigst du unter dem frommen Bündnis mit Christus: Der Alamanne, der Sachse, der Thüringer,..., der Franke, der Burgunder,... sie alle freuen sich unter deiner Führung, Gott zu kennen; deine Wunderzeichen bewundert, hat der Schwabe gelernt, auf welchen Weg er gehen soll. " Er starb auf einer seiner zahlreichen Seelsorgereisen am 8. November 397, im Alter von etwa 80 Jahren. Er wurde am 11. November in Tours beigesetzt. Der Tag seiner Beisetzung, nicht wie sonst üblich der Todestag, wurde schon bald in der ganzen Christenheit als hoher Festtag gefeiert. Sein Grab wurde zu einer der meistbesuchten Wallfahrtsstätten. Auch Chlodwig soll kurz nach seiner Taufe nach Tours gewallfahrtet sein und dort die Insignien der Macht erhalten haben. Martin verkörperte einen neuen Heiligentypus. Er war kein Märtyrer oder Kirchenlehrer, sondern eine bodenständige Persönlichkeit aus dem Volk, einer der nicht große Worte machte, sondern handelte, der wie der Apostel Paulus zu den Menschen reiste und ihnen vom lebendigen und wahren Gott erzählte. Überall, wo er hinkam, ließ er neben dem Gotteshaus einen Glockenturm bauen. Als die Alamannen im 3. und 4. Jahrhundert immer weiter nach Süden drängten, den Limes überrannten und schließlich das Dekumateland, zu dem auch unsere Gegend gehörte, besetzten, kann das als Beginn der Christianisierung in unserem Raum angesehen werden. Die Römer, die dieses Land zuvor besetzt und besiedelt hatten, waren sicher größtenteils Heiden. In den römischen Städten Rottweil oder Rottenburg fand man nämlich bis heute keine Spuren, die auf christliche Gemeinden hinweisen könnten. Erst im 6. Jahrhundert finden wir archäologische Zeugnisse ( z.B. Goldblattkreuze, gefunden auch in Dunningen ), die vermuten lassen, dass das Christentum Einzug gehalten hatte. Freilich darf man sich die Annahme des neuen Glaubens durch die Alamannen nicht als einen Vorgang vorstellen, der nur einige Jahrzehnte in Anspruch nahm, das dauerte mehrere hundert Jahre. Besonders die Adeligen bekennen sich zum Gott der Christen. Sie erkennen, dass die Franken sehr mächtig sind. Wer aber an dieser Macht teilhaben will, muß nicht nur die fränkische Kultur annehmen, sondern sich auch zu ihrem Glauben bekennen. Ein solcher Adeliger war auch Graf Gerold, der Schwager des Frankenkönigs Karls des Großen. Er schenkte im Jahre 786 ( also vor 1210 Jahren ) all seinen Besitz in Dunningen ( und auch in anderen Orten, wie z.B. in Seedorf ) dem Kloster in St. Gallen, mit Ausnahme der Kirche. Es könnte sein, dass er es war, der seine Kirche unter den Schutz des heiligen Martinus stellte. Dieses Patrozinium blieb bis auf den heutigen Tag auf der Kirche. Und so wird der heilige Martinus seit über 1200 Jahren in unserer Pfarrei besonders geschätzt und verehrt. Erst im letzten Jahr erhielt nun auch noch der neue Kindergarten, der von der Pfarrgemeinde erbaut wurde und betrieben wird, den Namen „Martinuskindergarten“. Doch Martinus spielte und spielt auch in anderer Hinsicht noch eine große Rolle. Am Martinstag, also am 11. November, wird in vielen Dörfern das legendäre Ereignis der Mantelteilung nachgespielt, dazu wird von den Kindern ein Laternenumzug abgehalten. Dieser Brauch ist wahrscheinlich auf die sogenannte Lucerna - Perikope

Lukas 11,33 - 36 zurückzuführen, die an diesem Tag im amtlichen Messbuch der katholischen Kirche gelesen wird. Sie lautet: „Niemand zündet ein Licht an und stellt es in ein Versteck oder unter einen Scheffel ( der Scheffel war ein altes Hohlmaß ), sondern auf den Leuchter, damit alle, die eintreten, das Licht sehen.“ Innerhalb der Kirche wurde der Mantel des heiligen Martin zum Gegenstand ausgeprägter Verehrung. Die Franken nannten diesen Mantel < cappa >, und so wurde das Haus, in dem die < cappa > aufbewahrt wurde, zur < cappella >. Der Geistliche, der über diese Kapelle die Aufsicht zu führen hatte, wurde zum < cappellanus >, also zum Kaplan. So haben also bis heute die kleinen Kirchen oder auch die Musikergruppe, die darin auftraten, ihren Namen letztlich dem heiligen Martin zu verdanken.

Die Kirche des Mittelalters kannte zwei große Fastenzeiten von jeweils 40 Tagen, die Fastenzeit vor Weihnachten und jene vor Ostern, wobei Sonntage und teilweise auch Samstage nicht mitgezählt wurden. Das Adventfasten begann am 11. November, also am Namenstag des heiligen Martinus. Das Leben der Menschen im Mittelalter war viel mehr als heute durch die bedeutenden Feste des Kirchenjahres, aber auch durch die Heiligenfeste, bestimmt und gegliedert. Dadurch vervielfachte sich die Zahl der arbeitsfreien Tage ganz beträchtlich, zumal meist schon am Vortag die Arbeit nachmittags ruhte. Vor den höchsten Festen, Ostern und Weihnachten, übte man sich in strenger Enthaltbarkeit und hartem Fasten. Während dieser Zeit sollte sich der Mensch mehr auf das geistige Leben konzentrieren und weniger den körperlichen Bedürfnissen nachgeben. Man verzichte deshalb nicht nur auf Fleischspeisen und alkoholische Getränke, sondern entsagte auch der < Fleischeslust >. Im Übrigen bezog sich der Verzicht auf Fleisch nicht nur auf Speck, Schinken und Würste, sondern auf alle Nahrungsmittel, die von Tieren geliefert wurden, also auch auf Fett, Schmalz, Eier, Milch, Butter und Käse. Dieser 11. November war aber auch einer der traditionellen Schlachtermine im Mittelalter, an dem vor allem Gänse ihr Leben lassen mussten. So gewann man neue Bettfedern gegen die Kälte der herannahenden Winterszeit, außerdem sparte man auch während der Wintermonate das Futter für das Federvieh. Natürlich wurden aus eben diesem Grunde auch andere Haustiere geschlachtet. (Vergl. hierzu Werner Mezger, Sankt Nikolaus. Zwischen Kult und Klamauk, Schwabenverlag Ostfildern 1993) Der Martinstag war auch in unserer Gegend der traditionelle Zahntag für Mägde und Knechte, später auch für die Handwerker. Die Dienstboten bekamen frei und konnten sich in den Wirtshäusern oder auch auf den Martinmärkten vergnügen. Viele wechselten an diesem Tag den Arbeitsplatz. Natürlich sollen auch die bäuerlichen Wetterregeln noch Erwähnung finden: „Wenn auf Martini Regen fällt, ist's um den Weizen schlecht bestellt“; eine andere meint: „Ist der Martin hell, kommt der Winter schnell.“

Die Dunninger Sankt-Martinus-Pfarrei hat in Vergangenheit und Gegenwart immer wieder gezeigt, dass sie in der Nachfolge des heiligen Martinus steht, der den frierenden Bettler nicht auf ein besseres Jenseits vertröstete, sondern sofort und spontan Hilfe leistete, der uns die Mitmenschlichkeit und die Nächstenliebe vorgelebt hat. Das Jahr 1997 wurde vom unseren Bischof zum Gedenkjahr des heiligen Martinus ausgerufen. Vielfältige Veranstaltungen sollen stattfinden, u.a. eine Diözesanwallfahrt zum Grabe des Heiligen in Tours. Die Pfarrgemeinde wird in Zusammenarbeit mit dem Heimat- und Kulturverein im Herbst eine Veranstaltungsreihe durchführen, in der das Leben und Wirken unseres Kirchenpatrones von verschiedenen Seiten aus beleuchtet werden soll.

Julius Wilbs

## Leserbriefe

Unser Afrika - Missionar, Pfarrer Hermann Benz, hat sich mit einem Rundbrief wieder zu Wort gemeldet. Leider können wir seine interessanten Schilderungen über die politische Entwicklung in Südafrika nicht abdrucken, wir müssen uns aus Platzgründen auf einige Auszüge beschränken. Pfarrer Hermann Benz schreibt u.a.: "Liebe Verwandte, liebe Freunde, viele Weiße haben ... befürchtet: sie ( die Schwarzen ) werden uns im besten Fall alles wegnehmen: unsere Geschäfte und Autos, unsere Häuser mit Swimmingpool, unsere Ländereien und Grundstücke etc. Manche von ihnen haben die Konsequenz aus solchen Befürchtungen gezogen: sie verließen das Land. Und doch. Nichts von all dem ist geschehen. Die Schwarzen nehmen keine Rache...Die Verfolgung und Bestrafung von Verbrechen, die während der Zeit der Apartheitsdiktatur begangen wurden, nimmt seinen rechtlichen und rechtmäßigen Gang, begleitet von einem anderen, außergewöhnlichen Prozess: dem der Vergebung und Versöhnung zur „Heilung der Nation“!... Und dort. stehen in den öffentlichen Sitzungen dieser Kommission die Opfer auf und berichten. Es sind meist Schwarze. Sie erzählen von dem, was sie erlitten haben. Dann werden die Täter aufgerufen hervor zu kommen und ihre Vergehen einzugestehen. Und wenn sie diese eingestanden haben und Einsicht zeigen und Reue, und schließlich um Vergebung bitten, soll die ihnen rechtens zukommende Strafe erlassen werden. Am Ende soll Vergebung, Versöhnung und so Heilung stehen... Es ist ein Prozess, der uns Christen eigentlich vertraut sein sollte. ... Heute besuchte mich Cecilia M. Ich kenne sie persönlich seitdem ich vor Jahren ihre liebenswerte Mutter beerdigt habe. Cecilia ist eine Schönheit, zudem intelligent und erfolgreich: sie ist voll ausgebildete Krankenschwester. Jetzt 34 Jahre alt hat sie 3 Kinder ( 7,10 und 13 J. ). Trotz der üblichen freundlichen Begrüßung - „keine Klagen, keine Probleme, alles ist gut“ - merke ich , dass sie Probleme hat und bedrückt ist. Nun erzählt sie mir, dass sie vom Arzt den Bescheid erhielt, sie sei HIV positiv. Dass ihr Mann sie angesteckt hat, steht für die außer Zweifel. Denn „ ich bin ihm all die Jahre treu geblieben. Ich weiß aber, dass er in Rustenburg ( dort arbeitet er in einer Platin - Mine ) mehrere Freundinnen hat“. Jetzt sorgt sie sich um ihre Kinder. Nächste Woche sollen sie getestet werden. „ Father, wenn sie auch AIDS krank sind, ist es da nicht besser, wenn wir alle vier gleich miteinander sterben?“ Ich bin zwar nicht geschockt ( in unserem Krankenhaus stirbt fast täglich ein junger Mensch an AIDS ), aber Cecilians Schicksal geht mir zu Herzen. „ Cecilia, warten wir mal das Ergebnis des Testes deiner Kinder ab. Sie werden dich und deine Liebe brauchen, was immer auch kommen mag. Du liebst sie doch. Lass deine Liebe durch nichts erlöschen.“ Am Schluss sagte Cecilia:“ Und noch etwas muss ich loswerden. Ich hasse meinen Mann dafür, dass er uns das angetan hat.“ Ich verstehe Cecilia, sage ihr aber, dass der Hass zu nichts gut ist und niemand hilft, auch ihr und den Kindern nicht. Was sie jetzt braucht ist viel, viel Liebe. Eine „Liebe, die alles hofft...“ - Der Test ihrer Kinder war negativ. Cecilia kommt mit ihren drei prächtigen Kindern, damit ich ihnen die Hände auflege und sie segne. Ich tue es, segne aber auch sie:“ Den Segen brauchst du vor allem, damit du noch lange deinen Kindern eine gute und liebevolle Mutter sein kannst.“ ... Beim Weggehen sehe ich unter ihren künstlich verlängerten Haaren dicke Beulen am Hals...Cecilia hat ihren Mut noch nicht verloren, obwohl es ihr gesundheitlich nicht gut geht. Sie arbeitet noch als Krankenschwester. „ Die Liebe zu meinen Kindern und das Vertrauen auf Gott geben mit jeden Tag neue Kraft. Und nun kann ich meinen Patienten, die an derselben Krankheit leiden, mit viel mehr Verständnis beistehen und ihnen Mut machen.“Mach weiter so, gute Cecilia!...Eigentlich wollte ich Ende 1996 für ganz nach Hau-



se kommen. Ich habe mich jedoch aufgrund der gegebenen Situation entschlossen, noch ein Jahr dranzuhängen. Dann - so hoffe ich - werde ich alles, was bisher in meinen Händen lag und liegt, in anderen guten Händen wissen und so Taung - das mir in jetzt 8,5 Jahren zu einem Stück Heimat geworden ist - mit einem guten Gefühl „Auf Wiedersehen“ sagen können. ... Für alle Eure treue Hilfe großen Dank, und - Gott behüte und segne Euch. Pula ! Pula ! Pula !

Mit herzlichen Grüßen

Euer Pfr. Hermann Benz

**( Wer Pfarrer H: Benz unterstützen möchte, kann dies tun: Afrika Konto Pfr. H. Benz, Frau I. Benz, Belaustraße 18A, 70195 Stuttgart, LG Stuttgart NR. 580 842 7 )**

Auch Pfarrer Josef M. Neuenhofer hat uns wieder geschrieben, u.a. folgendes: „...In knapp 3 Wochen wallfare ich mit 1000 Straßenkindern zum nationalen Marienheiligtum in Cobacabana am Titicacasee. Unter den Kindern sind viele, die total bindungslos aufgewachsen sind, und die noch nie zu einer Frau „Mutter“ oder zu einem Mann „Vater“ gesagt haben. Die Gottesmutter wird sich freuen über den Besuch so vieler Kinder, und sie wird ihnen gewiss ihren Segen und ihr Geleit für das Leben schenken. ... Ich habe mich über die letzte Nummer der „Brücke“ ( mit dem Rückblick auf das Kriegsende vor 50 Jahren ) besonders gefreut. Noch nie habe ich eine Nummer der Brücke so aufmerksam gelesen. Herzlichen Dank dafür. ...“

Pfarrer Josef M. Neuenhofer, Casilla 9841, La Paz, Bolivien.

**( Wer Pfarrer Neuenhofer und seine Straßenkinder finanziell unterstützen möchte, kann dies tun unter folgenden Konten: Missionskonto bei der KSK Rottweil Nr.96069 , BLZ 642 500 40 oder Missionskonto bei der Volksbank Dunningen, NR. 11122 021, BLZ 642 632 73 )**

**Lieber Herr Wilbs**, wieder einmal kann ich mich für die Zusendung der „Brücke“ ganz herzlich bedanken. Jedes Jahr freue ich mich, von Dunningen so viel zu erfahren und fühle eine starke Verbundenheit. Es waren 6 gute Jahre, die wir in Dunningen lebten und besonders gern erinnere ich mich an die 2 Schuljahre unter Ihrer Führung und mit Ihrer Unterstützung. ... Noch einmal herzlichen Dank für Ihr treues Gedenken. Ihre Dietlinde Joens, Humboldtstraße 13, 90513 Zimndorf-Weiherhof.

**Sehr geehrter Herr Bürgermeister Winkler!** Nun hat die Brücke doch noch das weit entfernte Ufer erreicht. Gerade heute ist sie wohlbehalten bei mir angekommen und hat festen Fuß gefaßt. So soll auch jetzt gleich heute noch mein Dank zu Ihnen kommen und möchte Ihnen und allen, die wiederum am Bau der „Brücke“ mitgearbeitet haben recht danken und ein herzliches Vergelt's Gott sagen. Schon mehrmals dachte ich an die Brücke und daran, daß sie dieses Jahr noch nicht bei mir eingetroffen ist und tröstete mich damit, daß aus dem Weihnachtsgruß halt wiederum ein Ostergeschenk wird. Doch wir alle feierten das Hochfest der Auferstehung des Herrn, aber die „Brücke lag nicht im Osternestle. So dachte ich auch schon, daß vielleicht dieses Jahr im Dunninger Staatshaushalt gar kein Brückenbau eingeplant war - aus Einsparungsgründen, die Sie ja auch im Geleitwort zu dieser, der 10. Ausgabe selbst andeuteten und erwähnten. Sie sehen, gleich nach dem Auspacken des Geschenks habe ich auch sofort wenigstens die beiden ersten Artikel nach Ihrem beiliegenden Grußwort gelesen: Das Grußwort des Schriftführers und das Geleitwort des Bürgermeisters. Zu näherem und weiterem „Durcharbeiten“ hat die Zeit noch nicht gereicht;

werde dies aber mit der Zeit bestimmt noch nachholen. Schade nur, daß Ihr Gruß aus der Heimat nicht wenigstens vor dem „Weißen Sonntag“ bei mir angekommen ist.; denn gerade an diesem Sonntag besuchte mich Schwester Gunthilde, vielleicht allen Dunningern besser bekannt unter dem Namen „die Schwester von der Stampfener Mühle“. Da gab`s nach unserm sonntäglichen Gottesdienst vor unserer Kirche ein kurzes Treffen der beiden Dunninger in Santiago. Wir wünschten uns recht frohe und gnadenreiche Ostern. Wäre die „Brücke“ schon vorher bei uns gewesen, so hätte sie bestimmt für uns einen besonderen Gesprächsstoff abgegeben. Nur gelegentlich können wir uns begrüßen und uns ein wenig unterhalten; denn erstens liegen wir in dieser beinahe 4-Millionen-Stadt doch ziemlich weit auseinander und zweitens reicht für uns beide die Zeit kaum für ein stundenlanges Gespräch: sie hat ihre besonderen Aufgaben und Verpflichtungen und ich bin ja hier in meinem Bereich auch nicht arbeitslos. Natürlich denke ich noch an meinen letztjährigen Heimatbesuch zurück, an den mich auch ganz besonders Ihr liebenswertes Geschenk einer schönen Radierung der Heilig-Kreuz-Kapelle erinnert, das Sie mir anlässlich meines Besuches bei Ihnen im Rathaus überreichten. Es liegt, zusammen mit gar vielen Büchern und anderen Dingen, auf meinem Arbeitstisch - ich habe ja nur eine Tisch auf meiner Zelle, und der ist manchmal fast zu klein für die Schreibmaschine, die sonst außerdienstlich auf dem Fußboden ihren Platz hat. Ihnen nochmals dafür recht herzlichen Dank. Eine weitere schöne Erinnerung bleibt für mich auch das Dorffest, das mitzuerleben ich ja hauptsächlich dem Eifer meiner Schwägerin Gertrud verdanke. Schon beim Faßanstich war ich dabei, und Sie wissen ja so gut wie ich, daß dabei nicht nur das goldfarbene Bier in und über die Krüge floß, sonder vom Himmel herab auch das hellklare und - nehmen wir's mal an - chemisch reine Regenwasser. Für den weiteren Verlauf des Festes aber schenkte und dann am Sonntag der Herr, von dem ja letztlich jede gute Gabe kommt, einen richtig heißen Sommertag, der durchaus einem 25. Dezember, also einem Weihnachtstag hier in Santiago gleichgesetzt werden konnte. Sie werden sich ja noch gut an diesen Tag erinnern. Für alles möchte ich nochmals recht vielen Dank sagen, insbesondere aber dafür, daß Sie mir wieder einmal mehr die Jahreschronik der Heimatgemeinde zugeschickt haben. Sie ist ja wirklich eine feste, aber auch schöne Brücke vom Eschachtal über den weiten Ozean zum Tal des Mapocho, der herab von der Cordillere der hohen Anden durch Las Condes, einem Stadtteil von Santiago, fließt hinein in den anderen großen Ozean. Dank auch dem Schriftleiter Herr Wilbs und allen weiteren Mitarbeitern an der „Brücke“. Und schließlich auch der ganzen lieben Heimatgemeinde, die Sie bitte gelegentlich einmal besonders von mir grüßen wollen. Ihnen und allen einen frohen, dankbaren und herzlichen Gruß in Christo

Ihr Pater Graf

**Sehr geehrter Herr Bürgermeister Winkler!** Will es nicht unterlassen, Ihnen herzlich zu danken für die Brücke, die Sie mit so prompt zukommen lassen. Wenn ich so durch die „Brücke“ blättere und lese so die verschiedenen Berichte, fühle ich mich immer wieder verbunden mit meiner alten Heimat. Bin aufgewachsen bei meinem Großvater August Erath, Zimmermeister, auf der Bitze. Nach 8 Jahren Schule ging ich dann nach Rottweil 1940 - 43 in die Lehre als Metzger. Im Frühjahr 1944 wurde ich dann in die Schweizer Armee eingezogen für 2 Jahre. Im Jahre 1959 bin ich dann mit meiner Familie nach USA ausgewandert, aber stehe immer in enger Verbundenheit mit Dunningen. Sende Ihnen recht liebe und freundliche Grüße über den Teich. Thank You again! Kurt Meier.

**Es geschah vor...**

(Gedenktage des Jahres 1997)

**Vor 10 Jahren (1987)**

Die Gegner der Umgehungsstraße halten in der Tenne eine Veranstaltung ab.

Ivan Rebroff singt bei einem Konzert in der Dunninger Kirche.

**Vor 20 Jahren (1977)**

Feierliche Verabschiedung von Pfarrer Albert Seybold, der seit 1940 in Seedorf als Priester tätig war und nun in den Ruhestand geht.

**Vor 25 Jahren (1972)**

Das landwirtschaftliche Anwesen von Albert Günter auf der Stampfe brennt nieder. Der Sachschaden beläuft sich auf über 100.000 DM. 12 Rinder verbrennen.

Pfarrer Johannes Härle feiert die Investitur.

Die Gemeinde Lackendorf wird Gemeindeteil von Dunningen. Egon Hirt wird zum 1. Ortsvorsteher von Lackendorf gewählt.

**Vor 30 Jahren (1967)**

Der Gemeinderat vergibt die Schulhausplanung für ein neues Hauptschulgebäude an den Architekten Hahn aus Haigerloch.

Die Leichenhalle auf dem Friedhof wird geweiht und ihrer Bestimmung übergeben

**Vor 40 Jahren (1957)**

Das neue Schulhaus in Seedorf wird eingeweiht.

**Vor 60 Jahren (1937)**

Gründung der Narrenzunft Seedorf

**Vor 70 Jahren (1927)**

Die Dunninger Ortschronik, geschrieben von Oberlehrer Karl Schneider, wird der Öffentlichkeit vorgestellt.

**Vor 80 Jahren (1917)**

Die 4 Glocken auf dem Dunninger Kirchturm müssen an die Kriegskommission abgeliefert werden.

**Vor 90 Jahren (1907)**

Der TSV Dunningen wird wieder gegründet.

Eröffnung der Filialapotheke Dunningen in der Grabenstraße.

**Vor 100 Jahren (1897)**

Ein schweres Hagelwetter vernichtet einen großen Teil der Ernte.

**Vor 120 Jahren (1877)**

Die kommunalen Standesämter werden geschaffen. Das Personalstandswesen wurde bisher von den Pfarrämtern in staatlichem Auftrag wahrgenommen.

**Vor 125 Jahren (1872)**

Ein neues Volksschulgesetz tritt in Kraft.

**Vor 130 Jahren (1867)**

Die Eisenbahnstrecke Horb - Talhausen wird dem Verkehr übergeben.

**Vor 140 Jahren (1857)**

Lehrer Leuse übernimmt die Postablage in Dunningen.

**Vor 150 Jahren (1847)**

Große Teuerung und Hungersnot im ganzen Land. Viele Bürger aus Württemberg wandern aus, u.a. auch nach Rußland.

**Vor 190 Jahren (1807)**

Die württembergische Regierung verbietet nächtliche Gottesdienste in den kath. Kirchen des Landes.

### **Vor 210 Jahren (1787)**

Am 13. August bricht ein Feuer aus, das innerhalb kurzer Zeit 42 Häuser einäschert. Die Flammenhitze war so stark, dass die herbeigeeilten Löschmannschaften aus Bösingern nicht über den Stauden herab, sondern nur auf einem Umweg ins Dorf kommen konnten.

### **Vor 340 Jahren (1657)**

Die neugebaute Kirche wird durch Georg Sigismund von Heliopolis, Weihbischof von Konstanz, zu Ehren des heiligen Martin geweiht.

### **Vor 360 Jahren (1637)**

Infolge Unachtsamkeit oder Bosheit schwedischer Truppen brennt in Dunningen die Kirche, das Pfarrhaus und fast das ganze Dorf nieder.

Bei diesem Brand gehen auch alle Akten und Urkunden, die sich auf Dunningen und die hiesige Kirche beziehen, zugrunde.

### **Vor 510 Jahren (1487)**

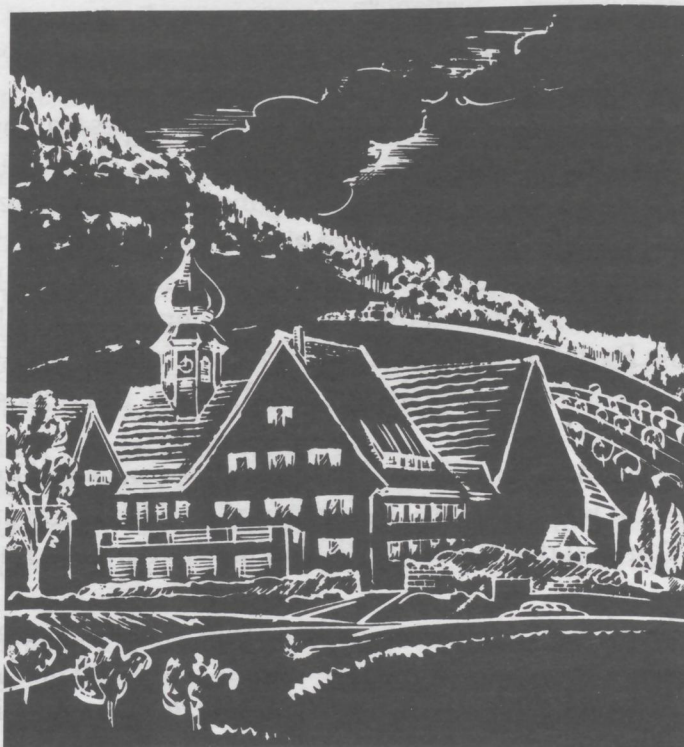
Der Kirchturm der St. Martinuskirche wird einer gründlichen Reparatur unterzogen.

### **Vor 560 Jahren (1437)**

Haus v. Kürneck und die Dunninger Bauernschaft werden wegen eines Streites über ein Haus an der Kirchhofmauer an den Herzog Ludwig von Teck, Patriarch von Aquileja, als Lehnherren verwiesen.

Zusammengestellt von Julius Wilbs.

- Quellen:
1. Dunninger Ortschronik von Karl Schneider, 1927
  2. „Heimat an der Eschach“, 1986
  3. Aufzeichnung des Verfassers



## **Dunninger Chronik** **( 1.12.1995 - 30. 11.1996 )**

**15.12. 1995:** Die Unterschriftenaktion zum Bau der Nordumgehung wird abgeschlossen. Es haben sich über 650 Bürger daran beteiligt.

**22.12.1995:** Das Bürgermeisteramt teilt dem Schriftleiter der „Brücke“ mit, daß die 350 Exemplare des Jahrbuches schon verkauft bzw. verteilt sind. Ein Nachdruck wird erforderlich. Anscheinend haben wir mit unseren Themen wieder einmal „ ins Schwarze“ getroffen.

**31.12.1995:** Mit dem Lebensmittelgeschäft Straub-Roming schließt der letzte Lebensmittelladen in Dunningen-Ort, der noch auf privater Basis betrieben wurde. Künftig können in Dunningen Lebensmittel nur noch im Supermarkt erworben werden, sieht man einmal davon ab, daß auch die Bäckereien und Metzgereien außer Backwaren, Fleisch und Wurst zunehmend auch andere Lebensmittel verkaufen.

**18. 01.1996:** Auch in diesem Jahr waren die Sternsinger wieder recht erfolgreich. Sie sammelten in Dunningen immerhin 7.283 DM. Diese Spende kommt der Partnerschaftsdiözese Chachpoyas zugute.

**19.- 22. 01.1996:** Die Holzepfelzunft feiert ihr 90-jähriges Jubiläum. Es beginnt am Freitag mit dem Setzen eines Narrenbaumes durch die Kolpingsfamilie, anschließend findet eine Fackelzug vom Rathaus bis zum Festzelt in der Emil-Maier-Straße statt. Das große Festzelt ist beim Brauchtumsabend voll besetzt. Auch am Samstag und Sonntag laufen die Veranstaltungen bei herrlich sonnigem Winterwetter ab. Rund 15.000 Zuschauer sehen den großen Narrenumzug, an dem über 30 Zünfte aus dem schwäbisch-alemannischen Narrenraum ein farbenprächtiges Bild auf die Dunninger Straße zaubern.

**25.01.1996:** Die Gemeindeverwaltung teilt mit, dass in den letzten Wochen vermehrt Klagen wegen des Vorhandenseins von Ratten eingingen. Der Bauhof will deshalb im Kanalnetz Giftköder auslegen. Die Verwaltung vermutet, dass die Ratten durch Essensreste, die über das Kanalnetz entsorgt werden, angezogen wurden. Sie bittet darum, Essensreste auf dem Kompost oder in der Biotonne abzulagern.

Beim Lebensmittelmarkt Neukauf wird vom der < Bürgerinitiative Umweltgerechte Müllpolitik Eschachtal und Umgebung> eine Korksammelstelle eingerichtet.

**26.01.1996:** Gleich zwei neue Vorsitzende werden an diesem Tag bei den Dunninger Vereinen gewählt. Der Musikverein entscheidet sich für Ralf Hemminger, der damit Thomas Palik ablöst, der Angelsportverein kürt Wolfgang Plaul zum neuen Chef des Vereins

**29.01.1996:** Der Gemeinderat beschließt eine neue Friedhofsordnung. Danach beträgt die Ruhezeit der Leichen und Aschen im Allgemeinen 30 Jahre. Es kann unter folgenden Grabstätten gewählt werden: Reihengräber, Urnenreihengräber, Wahlgräber und Urnenwahlgräber. Auch die Bestattungsgebühren werden neu festgesetzt. Künftig kostet nun z. B. ein Reihengrab 420 DM und ein Urnenreihengrab 350 DM. Ein doppeltiefes Wahlgrab kostet je Einzelgrabfläche 2000 DM.

**2.02.1996:** Der neugeweihte Bischof von Chachapoyas Josef Ignacio Alemany macht seinen ersten Besuch in Dunningen. Er feiert in allen 3 Kirchengemeinden eine feierliche heilige Messe und führt mit den Verantwortlichen für die Partnerschaft Beratungsgespräche.

**4.02.1996:** Wie schon seit geraumer Zeit, werden auch an diesem Sonntag nach den Gottesdiensten wieder Waren aus der <Dritten Welt> verkauft, insbesondere Kaffee, Honig, Tee, Kakao und Wein. Damit soll den jeweiligen Erzeugern ein fairer Preis für ihre Erzeugnisse ermöglicht werden.

**5.02.1996:** Bei der Haushaltssitzung des Kirchengemeinderates wird bekannt, dass auch in diesem Jahr die beiden Sonderhaushaltsposten „Ibichhof“ und „Mission“ mit einem Überschuss aufwarten können. Das Ibichhofteam unter Leitung von Hermann Mauch erwirtschaftete 39.365 DM, der Missionsausschuss mit Fritz Lohmiller 85.951 DM.

**10.02.1996:** Bei der Jahresversammlung der SPD wird Luzia Lacher zur zweiten Vorsitzenden gewählt. Der Anteil der Frauen im SPD-Ortsvereinsvorstand steigt damit auf stolze 40%.

**15.02.1996:** Die Holzepfelzunft gibt auch in diesem Jahr wieder bekannt, dass für das kommende Jahr nur 10 neue Narrenkleide bestellt werden können. Nur Kindernarrenkleider und Vollmasken vom Holzepfelkleid sind von dieser Limitierung ausgenommen.

**17./ 18. 02.1996:** Bei den beiden Bürgerbällen begeistern die einzelnen Akteure wie in jedem Jahr das närrische Publikum. In diesem Jahr beeindruckten insbesondere die akrobatischen Vorführungen der TSV-Gruppe und der erstmalige Auftritt des „Kolpingchores“. Am Sonntag und Montag ziehen die Narren im „Kleidle“ oder auf den Wagen durch die Dorfstraßen und erfreuen die zahlreichen Zuschauer mit Wecken und Bonbons.

**1.03.1996:** Die E-Jugend des FC Dunningen kann einen großen sportlichen Erfolg verbuchen. Die 8 - bis 10-jährigen Buben dringen bis in die Endrunde der Württembergischen Meisterschaften vor und zählen nun zu den 8 besten Mannschaften in Württemberg. Für die Dunninger Mannschaft spielten: Andreas Loga, Moritz Maier, Timo Bachleitner, Janik Bachleitner, Stefan Schanz, Timo Häbler, Rafael Flaig, Markus Liedl und Michael Notheiß.

**8.03.1996:** Eine der aktivsten und erfolgreichsten Dunninger Vereinigungen ist z. Zt. die Kolpingsfamilie. An der Generalversammlung kann der 1. Vorsitzende Hermann Hug 64 Mitglieder aus allen Altersschichten begrüßen. Besonders die verschiedenen Abteilungen für die Jugendlichen und die jungen Erwachsenen finden mit ihren Angeboten und Programmen das Interesse breiter Kreise. So ist die Kolpingsfamilie der wohl einzige Verein, der nicht über Nachwuchssorgen zu klagen hat. Gediegene, kontinuierliche und auch anspruchsvolle Vereinsarbeit zahlt sich auch in der heutigen Zeit noch aus.

**15.03.1996:** Ein neuer Verein wird gegründet: Der Förderverein Liederkranz Dunningen e.V. Seine Aufgabe ist es, die Gesangs- und Nachwuchsarbeit des Liederkranzes zu koordinieren und voranzutreiben. Zum Vorsitzenden wird Hermann Magnussen gewählt.

**17.03.1996:** Die drei Dunninger Pfarrgemeinden wählen die Kirchengemeinderäte für die nächsten 5 Jahre. Wahlberechtigt sind alle Kirchenmitglieder, die das 16. Lebensjahr vollendet haben.

Die Wahlbeteiligung ist zwar weiterhin gering, doch in allen drei Pfarrgemeinden höher als bei der letzten Wahl im Jahre 1991. Die Ergebnisse im Einzelnen:

**Dunningen:** Wahlbeteiligung 34% (1991: 27,9% )

Gewählt wurden: Hermann Mauch, Johann Marte, Relinde Holl-Benner, Ruth Keßler-Wilbs, Rita Ginter, Wolfgang Burri, Walter Koschnike, Margit Kurnik, Michael Bohnacker, Manfred Mauch, Hubert Mauch und Monika Mauch.

**Seedorf:** Wahlbeteiligung 33,9 % ( 1991: 30,9 %

Gewählt wurden: Ralf Braun, Elisabeth Haag, Helmut Haag, Martin Haag, Simon Haag, Christa Hils, Lothar Katzer, Joachim Marte, Waltraud Neff, Ursula Ohnmacht, Gisela Roth und Anton Storz.

**Lackendorf:** Wahlbeteiligung: 45,3 % ( 1991: 43,7 % )

Gewählt wurden: Gisela Fecker, Marianne Frieß, Brigitta Haigis, Theresia Hall, Heinz Hirt, Siegfried Müller, Karin Paschier und Erwin Staiger.

**24.03.1996:** 70% der 3919 wahlberechtigten Bürgerinnen und Bürger Dunningens gehen zur Landtagswahl. 53% stimmen für die CDU und ihren neuen Kandidaten H.J. Steim, nurmehr 18% können sich für die SPD entscheiden, 8% bevorzugen die „Grünen“ und eben so viel entscheiden sich für die Republikaner. Die FDP/DVP erreicht noch 7%.

**31.03.1996:** Das Statistische Landesamt teilt mit, dass Dunningen ( mit Seedorf und Lackendorf ) 5 375 Einwohner hat. Damit nimmt Dunningen hinter Deißlingen und Zimmern weiterhin den 3. Rang unter den Landgemeinden des Kreises Rottweil ein.

**6.04.1996:** August Haas, von 1951 - 1978 als <Schuldiener Gustl> an der Dunninger Schule tätig, verstirbt nach längerer Krankheit.

**19.04.1996:** Markus Holl heißt der neue Vorsitzende des TSV Dunningen. Er wird auf einer außerordentlichen Mitgliederversammlung mit großer Mehrheit gewählt. Damit hat der langjährige Vorsitzende Stefan Liedl doch noch einen Nachfolger gefunden. Eine der ersten Aufgaben des neuen Vorsitzenden wird es sein, das 90jährige Jubiläum im Jahre 1997 vorzubereiten.

**2.05.1996:** Über 80 Männer und Frauen lauschen einem Vortrag des Tübinger Theologen Professor A. Auer über das Thema „Geglücktes Altern - eine theologisch-ethische Ermutigung“. Er gibt den alternden Menschen den Ratschlag, sich immer noch mehr für die Mitmenschen einzusetzen und immer mehr Freunde zu gewinnen. Sie müssten lernen, zur Endlichkeit des Daseins Ja zu sagen, dann erst könne man auch Ja sagen zum Tod und zur Auferstehung mit Jesus Christus.

**11.05.1996:** Die Jugendvereinigung ( JVD ) sucht weiterhin nach einer neuen Bleibe, da ihr das bisherige Übergangsdomicil in der Wehle-Braustube bald nicht mehr zur Verfügung steht. Sie kann sich noch nicht entschließen, den von der Gemeindeverwaltung angebotenen Realschulkeller als neuen Vereinsraum zu akzeptieren.

**13.05.1996:** Bürgermeister Winkler verabschiedet den dienstältesten Gemeindegewaldarbeiter. Willi Mauch trat 1950 im Alter von 15 Jahren in den Dienst der Gemeinde und arbeitete 45 Jahre lang im Gemeindegewald.

**19.- 27. 05.1996:** Auch in diesem Jahr veranstaltet Manfred Gapp zusammen mit seiner Frau Rita wieder eine Seniorenfreizeit im Bregenzerwald. Über 50 Personen nehmen daran teil und verbringen so einige frohe und unbeschwerte Stunden in dieser Gemeinschaft.

**1.06.1996:** Die Klöppel der 5 Dunninger Kirchenglocken werden ausgebaut, da der Bronzebelag auf den Klöppelballen platt geschlagen ist. Beim Läuten schlägt somit Stahl auf Stahl, dies kann die Qualität der Glocken stark beeinträchtigen. Die Dunninger müssen einige Wochen lang auf den Klang der Glocken verzichten.

**6.07.1996:** Der Gemeindekindergarten feiert ein Sommerfest unter dem Motto <Dunningen ist 'ne schöne Stadt, wo es auch Vereine hat>.

**7.07.1996:** Der Musikverein Dunningen erhält beim Wertungsspiel anlässlich des Kreismusikfestes in Sulgen in der Oberstufe die Note sehr gut - gut. Damit wird die intensive und qualitätvolle Arbeit des Dirigenten Sigmund Öhler gewürdigt und bestätigt.

**7.07.1996:** Die Kirchengemeinde Lackendorf kann die neue Orgel einweihen. Die Orgelfirma Wiedemann aus Eberhardzell hat das Instrument in den letzten Wochen in der Kirchenempore aufgestellt. Finanziert wird die Orgel, die rund eine Viertelmillion Mark kostet, aus Mitteln der Kirchengemeinde und aus Spenden des Orgelförderkreises Lackendorf. Auch die bürgerlichen Gemeinde beteiligt sich mit einem Zuschuß an den Kosten. Prälat Eberhard Mühlbacher, der Gebietsreferent der Diözese, weiht die Orgel ein.

**13./14.07.1996:** Die Dunninger Kolpingsfamilie ist Veranstalter des Kleinfeld - Fußballturniers der Diözese Rottenburg- Stuttgart. 17 Mannschaften aus der ganzen Diözese nehmen daran teil.

**18.07.1996:** Die Eschachschule, die Gemeinde, die Pfarrgemeinde und der Vereinsring laden zu einem Abschiedsabend für Oberlehrer Johann Marte ein, der 36 Jahre lang an den verschiedenen Dunninger Schulen als Lehrer und Erzieher gewirkt hat. Die Turn- und Festhalle ist voll besetzt.

**Juli und August 1996:** Auch in diesem Jahr führen die Dunninger Vereine für die Kinder und Jugendlichen wieder ein Ferienprogramm durch. Die Angebote reichen vom Besuch auf einem Bauernhof bis zu Filmvorführungen, sportlichen Aktivitäten und Ausflügen in die nähere und weitere Umgebung. An den insgesamt 18 Veranstaltungen nehmen über 500 Kinder teil.

**29.08.1996:** Wie alljährlich um diese Zeit, so gibt auch jetzt das Dunninger Forum wieder sein umfangreiches Programm für das Winterhalbjahr 1996/97 heraus. Diese Erwachsenenbildungseinrichtung ist nun im 25. Jahr tätig und aus dem kulturellen Leben der Gemeinde nicht mehr weg zu denken. Neben Vortragsveranstaltungen sind weiterhin Kurse der verschiedensten Art im Angebot. Verstärkt werden neben den seit Jahren üblichen Kursen auch Sprachkurse und Kurse in Informatik angeboten. Geleitet wird das Forum von Frau Ute von Zeppelin. Neue Geschäftsführerin ist Frau Lucia Lacher

**1.09.1996:** An diesem Tag tritt die neue Satzung über die Höhe der Kindergartengebühren in Kraft. Für ein Kind aus einer Familie mit einem Kind unter 18 Jahren beträgt die Jahresgebühr nun 1284 DM. Familien mit vier Kindern unter 18 Jahren zahlen dagegen nur noch 180 DM.

**5.09.1996:** Erstmals besteht in Dunningen die Möglichkeit, das Tennissportabzeichen zu erwerben. Elf Mitglieder machen davon Gebrauch und erringen das Abzeichen in Gold, Silber oder Bronze.

**9.09.1996:** Wieder wird ein langjähriger Waldarbeiter verabschiedet: Herbert Kimmich. Er arbeitete 30 Jahre lang u.a. als Rottenführer in den Dunninger Wäldern.

**9.09.1996:** Nach einer Mitteilung des Landesdenkmalamtes werden folgende Gebäudeteile der nunmehr stillgelegten Wehlebrauerei zu denkmalgeschützten Anlagen erklärt: das Sudhaus an der Dorfbachstraße, das Wohn- und Gaststättengebäude an der Hauptstraße und das Kellersystem, das sich unter dem Wohn- und Gaststättengebäude sowie den dahinter liegenden ehemaligen Brauereigebäuden erstreckt. Auch die Tenne und der Eisweiher gehören zu diesen denkmalgeschützten Anlagen.

**9.09.1996:** Das Straßenbauamt hat der Gemeindeverwaltung die neuesten Zahlen über das Verkehrsaufkommen auf der B 462 mitgeteilt. Danach beträgt die Steigerung zwischen 1990 und 1995 über 20 %. Während 1990 nur durchschnittlich 9696 Fahrzeuge gezählt wurden, sind es im Jahre 1995 schon 11.634. Kein Wunder, dass die Gemeindeverwaltung weiterhin sehr energisch auf die baldige Einleitung des Planfeststellungsverfahrens für die seit langem geplante Umgehungsstraße drängt. Zu bewundern ist die Geduld der Anlieger, die diese enorme Lärm- und Gestanksbelästigung Tag und Nacht beinahe klaglos hinnehmen.

**19.09.1996:** Vom Kreissenorenrat wird eine < Patientenverfügung > angeboten. Diese Verfügung soll einem behandelnden Arzt als Entscheidungshilfe dienen, falls ein Patient in einen Zustand gerät, in dem er seine Urteils- und Entscheidungsfähigkeit unwiderruflich verloren hat. Mit ihrer Unterschrift bringen die Patienten zum Ausdruck, dass sie ihr Leben in Stille und Würde vollenden wollen und auf Maßnahmen verzichten, die nur noch eine Sterbens- und Leidensverlängerung bedeuten würden.

**5. 10.1996:** Vielen Dunninger Hauseigentümern flattern in diesen Tagen Mitteilungen der Gebäudebrandversicherung Baden-Württemberg ins Haus, in denen diese mitteilt, daß die Prämien für 1997 erhöht werden müssen. Begründet wird diese Erhöhung mit ei-



nem deutlichen und Besorgnis erregenden Anstieg der Schadenshäufigkeit in den letzten Jahren. Zu den für unser Land klassischen Elementarereignissen Sturm und Hagel seien im großen Umfang Unwetter mit Hochwasser und Überschwemmungen gekommen, gerade auch abseits von Flußläufen.

**3.10.1996:** Beim Partnerschaftstag der Diözese Rottenburg-Stuttgart in Esslingen sind auch die 3 Dunninger Pfarrgemeinden vertreten, um die Aktivitäten und Erfahrungen mit der Partnerschaft der Diözese Chachapoyas einem größeren Kreis vorzustellen.

**7.10.1996:** Bei der Blutspendeaktion des DRK melden sich 281 Spender, darunter 21, die sich zum ersten Male dieser wichtigen Aufgabe im Dienste an kranken oder verunglückten Menschen stellen.

**7.10.1996:** Die Jugendvereinigung hat sich nun nach langem Hin und Her dafür entschieden, den Jugendraum im Keller des neuen Schulhauses zu installieren. Mit den Ausbauarbeiten soll bald begonnen werden.

**12./13.10.1996:** Obwohl in Dunningen kein Wein angebaut wird, bekanntlich reifen in unserm Klima nicht einmal die Äpfel, veranstaltet der Musikverein seit einigen Jahren im Herbst ein Weinfest, so auch an diesem Wochenende.

**24.10.1996:** Liederkranz, Kirchengemeinde und Musikschule werden in Zukunft gemeinsam die Nachwuchsarbeit im Bereich Chorgesang betreiben. Es hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass in Dunningen nur ein Kinderchor bestehen kann.

**25. 10. 1996:** Frau Maria Allgaier, seit Februar 1979 an der Eschachs Schule als Sekretärin tätig, wird von Bürgermeister Winkler und Rektor Wilbs krankheitshalber in den Ruhestand verabschiedet. Sie war all die Jahre auch damit beschäftigt, die Manuskripte für die „Brücke“ ins Reine zu schreiben. Dafür bedankt sich der Chronist auch an dieser Stelle.

**26.10.1996:** Die drei Kirchengemeinden Dunningen, Seedorf und Lackendorf gehen wieder gemeinsam auf Wallfahrt nach Heiligenbronn. Die Wallfahrt steht dieses Jahr unter dem Leitwort <Miteinander unterwegs sein - Maria, Grund unserer Freude>.

**30.10.1996:** Die Ukraine-Hilfe, die von Karl Mauch ins Leben gerufen wurde, bittet die Bevölkerung um Lebensmittelspenden. Damit sollen u.a. Kinderheime, Schwesternstationen und insbesondere auch alte Leute in der Stadt Mukatschewo unterstützt werden. Die wirtschaftliche Lage hat sich dort weiter verschlechtert. Die Arbeitslosigkeit soll bis zu 80% betragen. Die Menschen gehen einem harten und entbehrungsreichen Winter entgegen.

**4.11.1996:** Der Dunninger Gemeinderat beschließt eine neue Satzung über die Erhebung der Hundesteuer. Sie besteht aus 14 Paragraphen und umfasst rund 1000 Wörter und ist damit ein Musterbeispiel dafür, wie kompliziert die kommunale Verwaltung in Deutschland inzwischen geworden ist. Früher genügte dazu ein einfacher Beschluss des Gemeinderates, der dann im Protokoll festgehalten wurde. Zum Inhalt: Die Steuer beträgt 100 DM pro Jahr. Steuerbefreit sind z.B. Blinde oder sonstige hilfsbedürftige Personen. Keine Steuer muss für Hunde bezahlt werden, die zur Bewachung von einsam gelegenen Gebäuden gehalten werden.

**8.11.1996:** Guido Mauch, seit 1975 Kassierer des Gesangvereins < Liederkranz >, erhält aus der Hand von Bürgermeisterstellvertreter Karlheinz Bantle die Landesehrennadel. Diese Nadel wird an Männer und Frauen verliehen, die sich in einem Ehrenamt besondere Verdienste erworben haben.

**9./10.11.1996:** Die Dunninger Kolpingsfamilie feiert ihr 40jähriges Jubiläum mit einem zweitägigen Fest. Höhepunkt ist der Festgottesdienst, bei dem Kirchenchor, Kinder - und Jugendchor und der neugegründete Kolpingschor eindrucksvoll zur Erbauung der Kirchenbesucher beitragen.

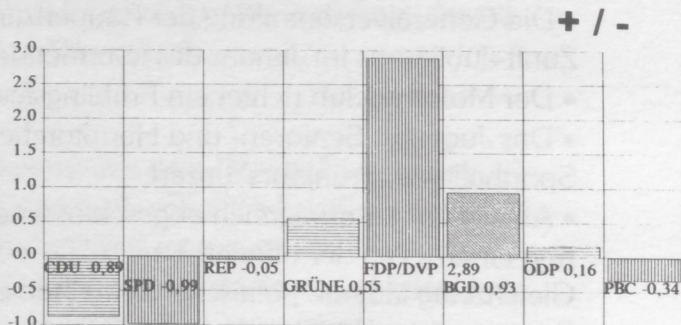
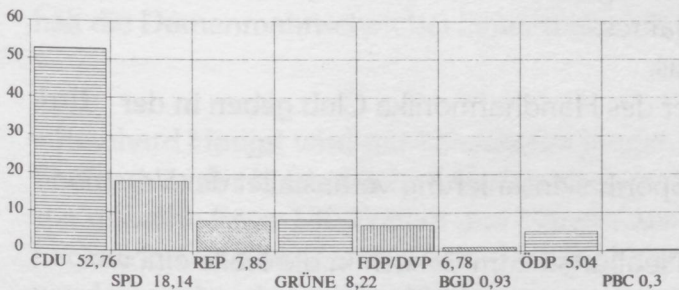
**9.11.1996:**

Der Ortsverein der SPD veranstaltet den allseits geschätzten Kinderflohmarkt. Angeboten werden neben Textilien auch Laufstühle, Dreiräder, Fahrräder, Kindersitze, Schallplatten und CD's. Viele Eltern nutzen die Gelegenheit, preiswerte Gegenstände <Rund ums Kind> zu erwerben.

**Landtagswahl am 24. März 1996**

- so wurde in Dunningen gewählt -

Wahlbezirk	Jahr	Wahlberechtigte	Wähler	%	Gült. Stimmen	CDU		SPD		REP		GRÜNE		FDP/DVP		BGD		ÖDP		PBC	
						St.	%	St.	%	St.	%	St.	%	St.	%	St.	%	St.	%	St.	%
Dunn. West 001-01	1996	1.068	669	62,64	659	352	53,41	116	17,6	55	8,35	48	7,28	37	5,61	5	0,76	43	6,53	3	0,46
	1992	1.041	696	66,8	685	378	55,2	121	17,7	46	6,7	55	8,0	20	2,9	-	-	37	5,4	6	0,9
	1988	1.042	711	68,2	696	446	64,1	145	20,8	-	-	31	4,5	28	4	-	-	33	4,7	-	-
Dunn. Ost 001-02	1996	1.069	688	64,35	667	322	48,28	149	22,34	56	8,4	49	7,35	52	7,8	11	1,65	26	3,9	2	0,3
	1992	983	680	69,1	669	286	42,8	186	27,8	60	9	56	8,4	37	5,5	-	-	33	4,9	4	0,6
	1988	936	641	68,5	629	318	50,6	208	33,1	-	-	29	4,6	35	5,6	-	-	20	3,1	-	-
Lackendorf 002-03	1996	436	317	72,71	310	126	40,65	60	19,35	29	9,35	42	13,55	34	10,97	5	1,61	13	4,19	1	0,32
	1992	412	299	72,5	292	136	46,6	48	16,4	27	9,3	31	10,6	15	5,1	-	-	19	6,5	2	0,7
	1988	394	284	72,1	281	171	60,9	58	20,6	-	-	22	7,8	8	2,9	-	-	6	2,1	-	-
Seedorf 003-04	1996	1.346	870	64,64	856	524	61,22	129	15,07	67	7,83	50	5,84	35	4,09	3	0,35	46	5,37	2	0,23
	1992	1.322	835	63,1	829	527	63,6	112	13,5	69	8,3	49	5,9	18	2,2	-	-	-	-	-	-
	1988	1.215	817	67,2	812	602	74,1	111	13,7	-	-	30	3,7	17	2,1	-	-	30	3,7	-	-
Briefwahl	1996	-	210	-	209	101	48,33	36	17,22	5	2,39	33	15,79	25	11,96	1	0,48	8	3,83	0	0
	1992	-	170	-	170	92	-	39	-	7	-	12	-	13	-	-	-	5	-	-	-
	1988	-	112	-	111	65	-	29	-	-	-	10	-	4	-	-	-	3	-	-	-
Dunn. gesamt	1996	3.919	2.754	70,27	2.701	1.425	52,76	490	18,14	212	7,85	222	8,22	183	6,77	25	0,92	136	5,04	8	0,3
	1992	3.758	2.680	71,3	2.645	1.419	53,7	506	19,1	209	7,9	203	7,7	103	3,9	-	-	129	4,9	17	0,6
	1988	3.587	2.565	71,5	2.529	1.602	63,3	551	21,8	-	-	122	4,8	92	3,6	-	-	92	3,6	-	-



Graphische Darstellung der Gesamt-Wahlergebnisse

Graphische Darstellung der Gewinne/Verluste

## **Chronik 1996 - Ortsteil Seedorf**

### **Dezember 1995**

- Maria Heim (Scheifler-Marie) darf ihren 100. Geburtstag feiern.
- Die Seedorfer Teilortwehr wird zur Unterstützung der Dunninger Kollegen zu einem Zimmerbrand nach Dunningen gerufen.
- In der Generalversammlung der Ortsfeuerwehr wird Frank Klein als Nachfolger von Albin Haag zum Vizekommandanten gewählt.

### **Januar:**

- Im „Hirsch“ eröffnet die Raupenzunft die Fasnetssaison mit dem Abstauben und Hanse-lerweckung.
- Der Viehversicherungsverein hält seine Generalversammlung ab. Der Viehbestand und auch die Mitgliederzahl sind weiter rückläufig.
- Raupenzunft und Musikverein beteiligen sich an den Narrentreffen in Dunningen und Alpirsbach.

### **Februar:**

- Einen wiederum gelungenen „Bauernball“ richtet der Musikverein in der Sporthalle aus.
- Die Generalversammlung des Ortsbauernvereins wird durch den plötzlichen Tod von Severin Roth, Vorsitzender der VdK-Ortsgruppe überschattet. Der Tod von Bernhard Rapp und Erich Haag ist ebenfalls zu beklagen.
- Die Raupenzunft feiert eine gelungene Fasnet. Als Novum gilt wohl die Narrenpredigt in der sonntäglichen Narrenmesse, die erstmals von einem Laien, nämlich von Ortsvorsteher Rainer Pfaller als Mitglied des Komitees gehalten wird.
- Feueralarm schreckt die Bürger auf. Durch einen überhitzten Kachelofen brennt im ehemaligen Haus Leo Keller in der Böisinger Straße die Wohnung im 1. Stock aus.

### **März:**

- Der gemeinsame Altnachmittag für alle drei Dunninger Teilorte findet in der Seedorfer Sporthalle statt.
  - Die Raiffeisenbank lädt alle Landwirte zu einem Informationsabend ein.
  - Zusammen mit der Stadtkapelle Rottweil gibt der Gesangverein in der Sporthalle einen Konzertabend.
  - Die Generalversammlung der Raupenzunft steht ganz im Zeichen des bevorstehenden Zunft-Jubiläums im Januar des kommenden Jahres.
  - Der Motorradclub richtet ein Frühlingsfest aus.
  - Das Jugend-, Senioren- und Hauptorchester des Handharmonika Club geben in der Sporthalle ein Frühjahrskonzert.
  - Anlässlich der erfolgreich abgeschlossenen Sporthallensanierung veranstaltet der Vereinsring einen „Tag der offenen Tür“.
- Gleichzeitig lädt die politische Gemeinde die Neubürger zum Besuch in die Halle ein, wo Bürgermeister Winkler eine Begrüßungsrede hält.

### **April:**

- In der Sporthalle findet die Teilnehmerveranstaltung zur beginnenden Flurbereinigung statt. Der dort gewählte Vorstand wählt später Andreas Stern-Fautz zu seinem Sprecher.

- In der Generalversammlung des Kirchenchores wird Dietmar Keller zum 2. Vorsitzenden gewählt.
- Der Musikverein gibt zusammen mit dem Musikverein Riethem-Weilheim, Kreis Tuttlingen, ein Konzert in der Sporthalle.
  - Der Ortschaftsrat nimmt an der gemeinsamen Waldbegehung des Gemeinderates, der Forstfachleute und der Jägerschaft teil.

### **Mai:**

- Pater Hermann Kimmich kommt von der Elfenbeinküste auf Heimaturlaub.
- Der Männergesangverein wird zur allgemeinen Überraschung Fußball-Dorfmeister.
- Die erst am 8. Dezember des Vorjahres 100 Jahre alt gewordene Maria Heim stirbt. Sie war die älteste Bürgerin Seedorfs.
- Die Musikschule Dunningen führt in der Halle einen Vorspielnachmittag durch.
- Die Kirchengemeinde führt zusammen mit Pater Hermann Kimmich am Himmelfahrts-tag die Öschprozession durch.
- Am neuen Geschäftshaus an der Freudenstädter Straße kann das Richtfest gefeiert werden.
  - Spiritual Deppler und Regens Edelmann vom Rottenburger Priesterseminar halten als Vorbereitung zur Priesterweihe von Reinhard Hangst je einen Sonntagsgottesdienst mit Predigt und einem anschließenden Frühschoppengespräch im Pfarrheim.
  - Am helllichten Tag wird Frau Roth in ihrem Lebensmittelgeschäft an der Freudenstädter Straße überfallen.

### **Juni:**

- Ein nächtliches schweres Gewitter mit Hagelschaden beschert vielen Bewohnern überflutete Keller und Einliegerwohnungen. Die Feuerwehr musste ausrücken.
- Ein gelungenes 25-jähriges Vereinsjubiläum richtet die Jugendvereinigung aus.
- Der Sportverein hält seine Generalversammlung ab. Dabei wird der Wiederaufstieg der 1. Mannschaft in die Kreisklasse A besonders gefeiert.
- Die Grundschule feiert auf dem Pausenhof ein Schulfest und der Kindergarten in der Halle ein Sommerfest.
- Pater Hermann hält im Pfarrheim einen Lichtbildervortrag über sein Wirken an der Elfenbeinküste.
- Die Altherrenmannschaft des SV richtet ein Senioren-Fussball-Turnier aus. Tags darauf hält die Damenmannschaft bei Dauerregen ein Kleinfeldturnier ab.

### **Juli:**

- Reinhard Hangst wird mit 18 weiteren jungen Männern aus dem Bistum Rottenburg-Stuttgart in der Klosterkirche Ulm/Waiblingen von Diözesanbischof Walter Kasper zum Priester geweiht. Etwa 130 Frauen und Männer aus den drei Kirchengemeinden Dunningen, Lackendorf und Seedorf wohnen der liturgischen Feier bei. Das Gemeinsame Mittagessen wurde von der ehemaligen Kindergartenleiterin Schwester Yvonne organisiert.
- Ein großer Tag, bzw. das Jahresereignis schlechthin, wird die Primiz von Reinhard Hangst. Für den Kirchenchor ist dieses seltene Fest eine echte Herausforderung.
- Große Betroffenheit löst der plötzliche Tod von Roland Werner am Ort aus, der sich vor allem in der Jugenarbeit des SV Seedorf einen Namen machen konnte.

- Als letzter ehrenamtlicher Vorstandsvorsitzender der Raiffeisenbank wird Walter Weber in der Generalversammlung des Bankinstitutes verabschiedet.
- Der Ortschaftsrat beschließt die Fertigstellung des Straßenbelages, des Gehweges und der Straßenbeleuchtung in der Franz-Haas-Straße im Baugebiet Hochwiesen.

### **August:**

- Das Ehepaar Erwin und Zita Worpitz darf im engsten Familienkreis das Fest der goldenen Hochzeit begehen.
- Am Sportplatz Eschenwiesen lässt die Gemeinde nach Grundwasser für die spätere Beregnung des Rasenplatzes bohren.
- Nach langer schwerer Krankheit verstirbt im besten Mannesalter Joachim Janzen.
- Der Jahrgang 1938 und weitere Bürgerinnen und Bürger aus Dunningen und Seedorf brechen zum Besuch des früheren Pfarrers Josef Neuenhofer nach La Paz, Bolivien, auf, wovon sie auch wohlbehalten und mit nachhaltigen Eindrücken zurückkehren.
- Der 60. Geburtstag des langjährigen Vize-Narrenpräsidenten Hubert Haag (Käser-Hube) wird zu einem spektakulären Fasnets-Sommerfest in der Seegasse.
- Der Vereinsring richtet bei nicht ganz optimaler Witterung ein Dorffest in der Bösinger Straße aus. Höhepunkt ist der von Fred Grigas aus Dunningen mustergültig vorbereitete Oldtimer-Umzug am Samstagnachmittag. Erstmals wird durch Neupriester Reinhard Hangst ein Feldgottesdienst im Rahmen des dreitägigen Festes gefeiert.

### **September:**

- Auf dem Schulhof hält der Motorrad-Club einen Motorrad-Wortgottesdienst ab.
- Der Eschenwiesensportplatz ist fertiggestellt, wird eingesät und darf nun 1 Jahr lang nicht bespielt werden.
- Der Gesangverein veranstaltet in der Halle ein Weinfest.

### **Oktober:**

- Vikar Reinhard Hangst untenimmt mit den Senioren Wallfahrten nach Weingarten und Hegne, ehe er sich Ende des Monats endgültig nach Stuttgart verabschieden muss.
- Bei der Dorfkirbe des Musikvereins spielt der Bruderverein Aichhalden zum Früh-schoppen auf.
- Die Ortsfeuerwehr hält ihre Jahresabschlussübung ab. Schauobjekt ist der Bauhof Moosmann am Auweg. Wenige Tage später darf die Wehr ihr neues Löschfahrzeug im Herstellerwerk Wyhl abholen.
- Die drei zum Seelsorgebereich von Pfarrer Hönle gehörenden Kirchengemeinden unternehmen eine gemeinsame Fußwallfahrt nach Heiligenbronn. Der Seedorfer Kirchenchor umrahmt unter Leitung von Ewald Haas den von Superior Zepf gehaltenen Wallfahrtsgottesdienst in der Klosterkirche.

### **November:**

- Der Kegelsportverein „Ewis“ richtet im Rössle die Kegeldorfmeisterschaft aus, die aus Anlaß des 30jährigen Bestehens der Rössle Kegelbahn eine besondere Attraktion erfuh. Die beiden Mannschaften der „Hobbyfreunde“ belegen die ersten Plätze.
- Der Bauausschuß des Gemeinderates, der Ortschaftsrat und die Schulleitung besichtigen miteinander das Grundschulgebäude. Bürgermeister Winkler stellt abschließend einen

enormen Nachholbedarf in Bezug auf Inneneinrichtungen fest, verweist aber auf die knappen Mittel, die der Gemeinde zur Verfügung stehen.

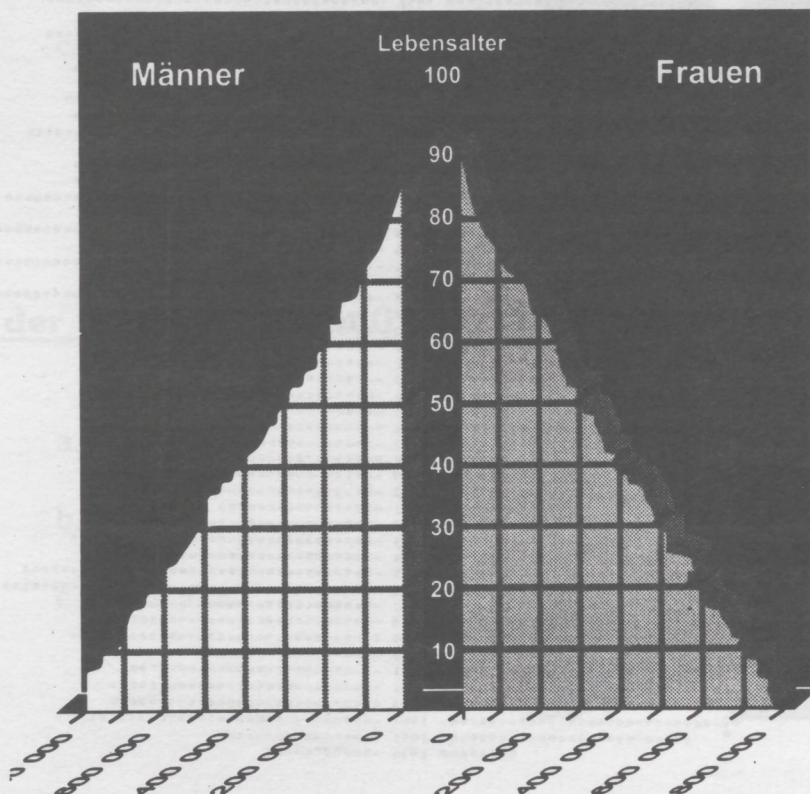
- Auf dem Friedhof wird am Volkstrauertag die Gedenkfeier für die Kriegssopfer abgehalten. Ortsvorsteher Pfaller hält wiederum eine sehr nachdenklich stimmende Rede über die Bedeutung dieses Gedenktages und seinen Fortbestand in der Zukunft.
- In der Freudenstädter Straße eröffnen Inge Werner und Erna Holzer einen Lebensmittelmarkt. Damit geht eine seit Jahren immer wieder von den Bewohnern geforderte Einrichtung in ihre Bewährungsprobe. Die bisherige Poststelle wird wie überall im Land in kleineren Gemeinden geschlossen und im neuen Lebensmittelmarkt eine Postagentur eingerichtet.

### Dezember:

- Im Rössle findet der traditionelle Alternachmittag der Ortsverwaltung statt. Beiträge bringen Kindergarten und Dunninger Musikschule.
- Die Laienspielgruppe des Sportvereins gibt über die Weihnachtsfeiertage das Lustspiel in drei Aufzügen „Zwei programmierte Schlitzohren“. Regie führt Ottmar Keller, unterstützt von Rudolf Holzer.

Rudi Merz, Seedorf

## Deutsches Reich 1910



# Bevölkerungspyramide

GES. AUSL.	MÄNNLICH	WEIBLICH	GES. AUSL.
0 0		1897	1 0
0 0		1898	1 0
0 0		1899	1 0
1 0		1902	2 0
0 0		1904	2 0
2 0		1905	1 0
1 0		1906	4 0
0 0		1907	6 0
3 0		1908	5 0
4 0		1909	10 0
5 0		1910	9 0
8 0		1911	11 0
5 0		1912	6 0
5 0		1913	15 0
3 0		1914	19 1
8 0		1915	14 0
9 0		1916	8 0
2 0		1917	10 0
6 0		1918	9 0
6 0		1919	17 0
12 0		1920	28 0
15 0		1921	25 0
12 0		1922	23 0
9 0		1923	25 0
13 0		1924	21 0
22 0		1925	20 0
17 0		1926	26 0
19 0		1927	19 0
27 0		1928	31 0
27 0		1929	24 0
26 0		1930	27 1
18 1		1931	34 2
27 0		1932	25 1
27 1		1933	28 0
32 0		1934	32 0
29 1		1935	27 2
31 0		1936	33 0
40 0		1937	35 0
36 0		1938	34 1
44 2		1939	38 0
48 0		1940	47 0
38 1		1941	35 0
25 0		1942	23 1
25 1		1943	16 1
29 3		1944	23 1
18 1		1945	19 0
19 0		1946	25 4
23 1		1947	20 1
34 4		1948	27 2
30 0		1949	40 3
43 2		1950	23 1
43 2		1951	31 3
39 0		1952	50 2
43 2		1951	31 3
39 0		1952	50 2
52 1		1953	38 2
46 1		1954	46 4
39 1		1955	38 1
45 2		1956	48 1
59 1		1957	46 0
58 3		1958	54 3
60 2		1959	33 0
45 2		1960	47 1
56 2		1961	47 0
54 1		1962	57 1
37 2		1963	45 0
52 0		1964	59 2
71 4		1965	44 2
58 3		1966	60 3
42 1		1967	42 0
50 4		1968	60 2
42 7		1969	40 3
50 2		1970	27 2
56 6		1971	37 1
43 2		1972	31 2
29 1		1973	25 3
34 0		1974	33 2
31 0		1975	33 2
27 1		1976	35 3
29 0		1977	24 2
35 1		1978	37 0
31 0		1979	32 2
41 0		1980	44 1
39 3		1981	24 0
37 2		1982	42 2
45 2		1983	46 2
39 1		1984	39 1
38 2		1985	53 2
44 2		1986	57 2
37 1		1987	35 1
54 1		1988	41 2
42 2		1989	46 0
48 5		1990	28 0
34 2		1991	38 4
35 2		1992	41 0
37 3		1993	40 0
45 1		1994	43 1
38 0		1995	24 1
11 0		1996	17 1

MÄNNLICH INSGESAMT = 2859

WEIBLICH INSGESAMT = 2867

DAVON AUSLÄNDER = 99

DAVON AUSLÄNDER = 91

GESAMTE INWOHNERZAHL = 5726

### 1. Zahl der Geburten vom 01.12.1995 - 30.11.1996

a. Dunningen	26
b. Seedorf	30
c. Lackendorf	5
	---
	<b>61</b>



### 2. Zahl der Eheschließungen vom 01.12.1995 - 30.11.1996

a. Dunningen	11
b. Seedorf	11
c. Lackendorf	1
	---
	<b>23</b>



### 3. Zahl der Sterbefälle vom 01.12.1995 - 30.11.1996

a. Dunningen	29
b. Seedorf	15
c. Lackendorf	4
	---
	<b>48</b>





**Sterbefälle**

(vom 01.12.1995 - 30.11.1996)

**Dezember**

- 07.12.95 Martha Maria Schumacher geb. Jäckle, Dunningen,  
Landolin-Ohnmacht-Str. 24 75 J.
- 13.12.95 Robert Schmid, Seedorf, Bergstr. 21 47 J.
- 15.12.95 Ludwina Cäcilia Mauch geb. Mauch, Dunningen, Hauptstr. 39/1 82 J.

**Januar**

- 04.01.96 Anna Miller geb. Graf, Dunningen, Mühlenweg 1 75 J.
- 07.01.96 Eugen Mauch, Dunningen, Eschachstr. 6 74 J.
- 08.01.96 Martha Stern geb. Sieber, Seedorf, Freudenstädter Str. 84 86 J.
- 15.01.96 Zita Schumacher, Dunningen, Erlenweg 3 78 J.
- 25.01.96 Magdalena Lola Haberstroh geb. Schneider, Dunningen,  
Mozartstr. 13 63 J.

**Februar**

- 01.02.96 Anna Bihler, Dunningen, Fischergasse 10 86 J.
- 02.02.96 Pius Schwab, Lackendorf, Ifflingerstr. 9 89 J.
- 08.02.96 Severin Roth, Seedorf, Heiligenbronner Str. 33 72 J.
- 13.02.96 Bernhard Rapp, Seedorf, Bergstr. 38 56 J.
- 15.02.96 Hildegard Kopp geb. Brockmann, Dunningen, Rilkestr. 7 68 J.
- 21.02.96 Amalie Flaith geb. Hangst, Dunningen, 85 J.

**März**

- 06.03.96 Josef Roth, Seedorf, Heiligenbronner Str. 26 86 J.
- 15.03.96 Martha Maria Schumacher geb. Pfau, Dunningen, Dorfbach-  
str. 51 79 J.
- 25.03.96 Stefanie Fischinger geb. Haas, Dunningen, Schramberger Str. 24 86 J.

31.03.96	Auguste Holzer geb. Mager, Seedorf, Felbenweg 10	82 J.
<b><u>April</u></b>		
06.04.96	August Eugen Haas, Dunningen, Mozartstr. 11	81 J.
21.04.96	Eugen Sohmer, Dunningen, Mohrengasse 5	82 J.
24.04.96	Margarete Sachs geb. Janzen, Dunningen, Mozartstr. 13	69 J.
29.04.96	Maximilian Albrecht, Dunningen, Landolin-Ohnmacht-Str. 34	77 J.
<b><u>Mai</u></b>		
04.05.96	Anton Josef Reuter, Dunningen, Zeppelinstr. 3	83 J.
07.05.96	Maria Heim geb. Glatthaar, Seedorf, Böisingerstr. 10	100 J.
10.05.96	Rudolf Josef Meiser, Dunningen, Kapellenstr. 15	73 J.
11.05.96	Jakob Hangst, Seedorf, Heiligenbronner Str. 52	84 J.
<b><u>Juni</u></b>		
12.06.96	Hildegard Mauch geb. Auber, Dunningen, Seedorfer Str. 36	73 J.
<b><u>Juli</u></b>		
01.07.96	Rudolf Enzmann, Seedorf, Winkelgasse 11	39 J.
13.07.96	Theodor Mahler, Lackendorf, Kirchstr. 5	77 J.
15.07.96	Roland Hugo Werner, Seedorf, Tulpenweg 8	47 J.
23.07.96	Egon Franz Gapp, Dunningen, Landolin-Ohnmacht-Str. 36	63 J.
<b><u>August</u></b>		
15.08.96	Reinhold Joachim Janzen, Seedorf, Am Brestenberg 35	52 J.
30.08.96	Siegfried Pius Bühler, Dunningen, Seestr. 15	66 J.
<b><u>September</u></b>		
09.09.96	Berta Glattharr, Seedorf, Tulpenweg 12	78 J.
25.09.96	Hermann Fischinger, Dunningen, Boschstr. 4	41 J.

29.09.96	Hermine Haberstroh geb. Wagner, Dunningen, Bitzentheileweg 4	65 J.
30.09.96	Gertrud Maria Graf geb. Schnell, Dunningen, Dorfbachstr. 7	58 J.
<b><u>Oktober</u></b>		
05.10.96	Hilda Hils geb. Keller, Dunningen, Mohrengasse 2	83 J.
11.10.96	Karl Fidel Graf, Dunningen, Südl. Hüttensberg 3	88 J.
22.10.96	Natalia Rosa Rall geb. Hils, Lackendorf, Stettener Str. 16	88 J.
22.10.96	Ernst Fritz Johannes Norbert Kluge, Dunningen, Hauptstr. 39/1	52 J.
25.10.96	Ewald Artur Beyer, Dunningen, Beethovenstr. 4	68 J.
25.10.96	Agnes Bantle geb. Rehm, Seedorf, Roßwasen 2	89 J.
<b><u>November</u></b>		
13.11.96	August Mauch, Dunningen, Locherhofer Str. 25	74 J.
18.11.96	Anna Maria Haag geb. Hangst, Seedorf, Heiligenbronner Str. 56	57 J.
25.11.96	Bruno Haas, Lackendorf, Eschbronner Str. 52	73 J.

**Gott  
ist kein Gott von Toten,  
sondern von Lebenden;  
denn für ihn sind alle lebendig.**

## In eigener Sache

### **Liebe Leserinnen und Leser!**

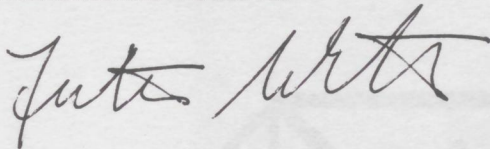
Viel Lob und Anerkennung hat uns die <Brücke 1995> eingebracht. Dies lag wohl auch daran, dass viele der Berichte bei unseren Lesern deshalb auf großes Interesse stießen, weil sie solche und ähnliche Erlebnisse ebenfalls hatten. Sie finden nun in dieser Ausgabe nochmals Berichte, die das Thema von 1995 aufnehmen. Damit wollen wir es aber nun genug sein lassen und in den kommenden Ausgaben keine weiteren Kriegsergebnisse darstellen. Ermuntert durch dieses große Echo hatte ich eigentlich die Absicht, in dieser Ausgabe der <Brücke> die Zeit zwischen 1945 und 1965 lokalgeschichtlich aufzuarbeiten. Doch verschiedene Umstände haben dazu geführt, dieses Vorhaben noch etwas zurück stellen zu müssen. Es soll aber weiterhin im Auge behalten werden.

Auch das neue Gesicht, bedingt durch die Umstellung auf moderne Textverarbeitung, ist gut angenommen worden. Unsere schnelllebige Zeit aber bringt auch in diesem Jahr wieder eine Neuerung, die Umstellung auf die neue Rechtschreibung. Wir können und wollen damit nicht bis zum Jahr 2005 warten, sondern versuchen, uns möglichst bald an diese neue Schreibweise zu gewöhnen, zumal sich die Änderungen in Grenzen halten. Sicherlich kann es dabei in dem einen oder anderen Fall zu Unstimmigkeiten und Fehlern kommen, doch im Großen und Ganzen haben wir uns bemüht, die neuen Regeln richtig anzuwenden.

Ganz besonders freuen sich Herausgeber und Schriftleiter auch über die Rückmeldungen in Form von Leserbriefen oder Dankeschreiben. Einen Teil davon veröffentlichen wir auch wieder in dieser Ausgabe. Es ist immer schön, wenn man erfährt, dass es gelungen ist, anderen eine Freude zu bereiten. Wir möchten aber damit auch die anderen Leserinnen und Leser ermuntern, zur Feder zu greifen, um uns ein Lebenszeichen zu senden. Natürlich sind wir weiterhin an Schilderungen von Begebenheiten aus früherer Zeit, insbesondere zwischen 1945 und 1965, interessiert. Berichte zwischen 3 und 5 Seiten genügen vollkommen.

### **Mit freundlichen Grüßen**

Ihr



## Richtfest am Schulhausbau

Am 9. Oktober dieses Jahres konnten Gemeinde, Schule und Handwerker das Richtfest am neuen Schulhaus feiern. Vor zahlreichen Gästen sprach Zimmermeister Karl Moosmann aus Hardt folgenden Richtspruch:

### **Mit Gunst und Verlaub:**

Meister, Gesellen kommt schließet die Reihen,  
wir wollen das Fertige, das Festliche weihen.  
Gar mancher hat sich ein Haus gemacht,  
hat gar nicht an uns Zimmerleut' gedacht,  
kein Imbiss, kein Lob, kein Tröpfchen Wein,  
wie soll man da ein richtiger Zimmermann sein.

Doch heute, da hat es den richtigen Schlag,  
da fließet der Wein, da schmeckt uns die Wurst,  
da stillen die Humpen mit Bier unsern Durst.

Was wir sehen hier und schauen,  
ist mit Gottes Hilf vollbracht,  
denn Vollbringen und Gelingen  
steht allein in seiner Macht.

Freudig steh ich auf der Zinne  
und beschaue dieses Haus.  
Allen wünsch ich Gottes Segen,  
die da gehen ein und aus.

Was das Leben heischt an Wissen,  
wird in diesem Haus gelehrt,  
es sind unseres Volkes Kinder,  
denen dieses Haus gehört.

Echte Zucht und gute Sitte,  
edel denken, ehrlich handeln  
sei der Grundsatz dieser Stätte,  
aller derer, die hier wandeln.

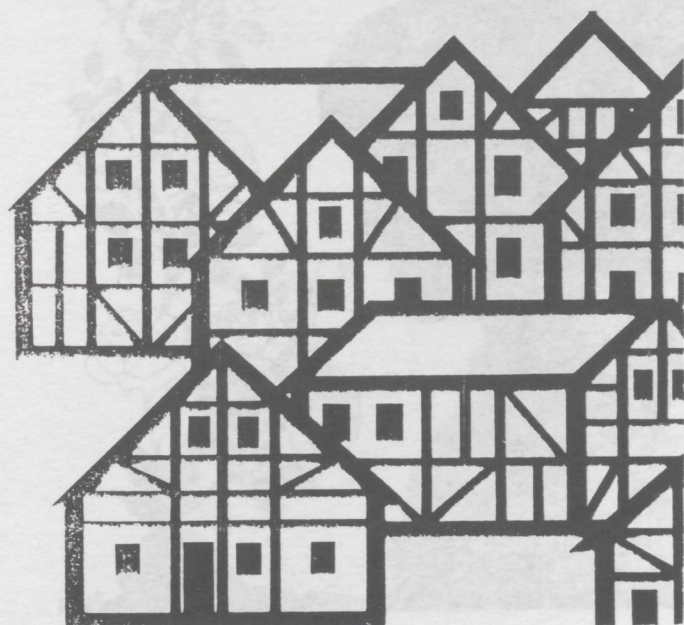
Gern und willig die Gemeinde  
brachte große Opfer dar,  
um zu dienen und zu nutzen  
ihrer lieben Kinderschar.

Ihr, sowie auch den Behörden,  
sag ich hier von Herzen Dank,  
dass sie solche Werke fördern  
und der Neubau hier erstand.

Dank sei allen, die dem Werke  
immer freundlich zugeneigt,  
ihres Geistes Kraft und Stärke  
hier am Plan und Riss gezeigt.

Dank sei Meistern und Gesellen  
nebst dem Lehrling, die vereint  
kundig hoch empor gerichtet,  
was uns heut so prächtig scheint.

Allen hier an dieser Stätte,  
Gruß und Dank mit frohem Stolz  
biete ich nach guter Sitte  
durch ein Hoch auf unser Holz: - Prosit !



Richtfest am Schulbau

Am 9. Oktober dieses Jahres konnten Gemeinderat und Schöpfungsausschuss das Richtfest am neuen Schulhaus feiern. Vor zahlreichen Gästen und Musikanten wurde das neue Schulhaus feierlich eingeweiht. Die folgenden Reden wurden gehalten:

**„Augenschein“**

Zur Nacht hat der Sturm alle Bäume entlaubt.  
Sieh sie an, die knöchernen Besen!  
Ein Narr, wer bei diesem Anblick glaubt,  
es wäre je Sommer gewesen.

Und ein größerer Narr, wer träumt und sinnt,  
es könnte je wieder Sommer werden -  
Und grad diese gläubige Narrheit, mein Kind,  
ist die sicherste Wahrheit auf Erden.

Ernst Ginsberg

